Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 15 Marburg i. H., den 11. April 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ist der Christenglaube Optimismus oder Pessimismus? — Einiges über Kunst und Sittlichkeit. Aus der Wirklichkeit, nicht theoretisch beleuchtet. Erste Hälfte — Karl Schneiders Erinnerungen — Der Spiritismus. 4. Der christliche Spiritismus — Aus der neueren Missionslitteratur. 2. Missionsgeschichte — Die Frauenbewegung am Schluß des Jahrhunderts (Gaudian, Das innere Ziel der Frauenbewegung) — Verschiedenes: Fürst Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs — Anzeigen

Ist der Christenglaube Optimismus oder Pessimismus?

Armut und Reichtum gieb mir nicht, laß mich aber mein beschieden*) Teil Speise dahinnehmen. Sprüche 30, 8.

Der Spruch, den ich diesen Zeilen voranschicke, soll den Widerstand ausdrücken, den ich als Christ dem Entweder-Oder der aufgeworfenen Frage entgegenstelle. Die Frage begegnet einem zu oft, und gar nicht selten wird sie auch von Christen ernst genommen. Ich lehne sie ab und bitte Gott, daß es bleibe wie bisher, daß die Armut des Pessimismus und der Reichtum des Optimismus an mir vorübergehe, dafür allzeit mir zu teil werde, was er nach seiner Gnade und Treue mir von Schmerzen und Freudigkeit zugemessen hat.

Optimismus und Pessimismus sind nur selten, wofür sie sich gerne ausgeben, Weltanschauungen. Sie sind Stimmungen, ästhetisches Gewächs. Zur Welterklärung und Weltbeurteilung reicht keine von beiden aus. Sie sind dazu da, unsern Besitz an Lebenskenntnis und Lebenserfahrung zu bereichern, wie jede Empfindung, die wir haben. Aber ein anderer Wert, als daß sie Durchgangspunkte einer werdenden oder gewordenen Weltanschauung seien, kommt ihnen nicht zu.

Beides, Optimismus und Pessimismus, hat auch im Christentum seine Stätte. Da wir vom Osterfest kommen, erfüllt der Triumph Christi frisch empfunden und fröhlich geglaubt unsre Seele: das ist christlicher Optimismus. Wer aber zuvor in die Erinnerung der Passion Jesu sich vertiefte, den hat der Jammer der Sünde auf Erden wieder angefaßt und gedrückt: das ist christlicher Pessimismus. Versagte aber der Dienst des Kirchenjahres dem allzu Gewöhnten oder allzu Entfremdeten, so sorgt wohl eignes Erleben, gewolltes und ungewolltes, genug für den Wechsel der Stimmung und immer neue Bereicherung nach beiden Seiten. Will dann die Seele nach der einen oder anderen Seite hin überlaufen, was können wir Besseres beten als: „Armut und Reichtum gieb mir nicht, laß mich aber mein beschieden Teil Speise dahinnehmen“?

Gern wird man dann die Nachrede tragen, wenn man Schäden und Aergernissen gegenüber sorgend, trauernd, zürnend steht und wird dafür Pessimist gescholten. Man hat dabei dennoch das Innerste der Seele voll Sonnenschein und Siegeszuversicht. Und auch das wird einen nicht pessimistisch stimmen, wenn man um dieser innersten Freudigkeit willen ein Optimist heißen muß: denn die Oberflächlichkeit, aus solcher inneren Glückseligkeit heraus sich ein einseitiges Weltbild zu machen, hat man Gott Lob nicht. Der lebendige Christ lebt seines Gottes, das Herz voll Dank und Vertrauen, auch heiliger Freude, seinen Willen zu thun. Aber er steht damit unablässig im Kampf gegen Widerstände drinnen und draußen. So erfährt er ohne Unterlaß beides: „Die Welt liegt im Argen“, und „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

R

*) So die revidierte Bibel, so hat Luther übersetzt. Die Textbibel von Kautzsch: „laß mich mein zugemessenes Teil Speise dahinnehmen.“

Einiges über Kunst und Sittlichkeit

Aus der Wirklichkeit, nicht theoretisch beleuchtet

Erste Hälfte

1

Das Licht zu der Beleuchtung liefern vor allem zwei Broschüren und einige Zeitungsartikel. Die eine Broschüre heißt: Die Kunst und das Sittliche, ist verfaßt von Wilhelm Schöpf und bildet Heft 190 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Belsersche Verlagshandlung, Stuttgart. 43 S. 60 Pfge. Die andre betitelt sich: Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund. Heroldsche Buchhandlung, Hamburg 1901. 46 S. 60 Pfge.

Beide enthalten Einiges, das es mir begreiflich macht, weshalb viele Künstler mißtrauisch sind und bleiben gegen das Christentum. Die erste enthält sogar nicht Weniges, das dem Goethebund mildernde Umstände zubilligt, wenn in ihm so manchmal in verächtlicher Weise von Muckern und Pfaffen geredet wird. Verdienstlich finde ich an der Broschüre von Schöpf nur die Aufzählung all der Unverfrorenheiten, die sich auch heute noch Gebildete unkirchlicher Kreise über das Christentum leisten können, und die Aufzählung all der Widerlichkeiten, die sich heutzutage als Kunst auf Theatern, in Büchern, auf Varietes ꝛc. breitmachen dürfen. Was aber positiv beigebracht wird zu dem Thema Kunst und Sittlichkeit ist oft äußerst bedenklich, denn dem Verfasser fehlt offenbar jedes feinere Organ für das eigentlich Künstlerische. Nur ein paar Beispiele zum Beweis für diese Behauptung.

Von Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ heißt es bei Schöpf, daß ein ernster Christ schon beim Vernehmen dieses Titels Grauen empfinden könne, erst recht aber bei dem leichtfertigen Spiel mit dem heiligen Friedensgruß am Schluß: Pax vobiscum. Von Michelangelo heißt es:

> Aergerlich ist ja auch manches Werk aus seiner Hand, zum Beispiel die Nacktheiten am Denkmal Julius II. Wozu diese? Welches „Etwas“ bestimmte ihn dazu?

Von Raffael:

> Wer will in Raffaels „großer heiliger Familie“ neben dem allerdings auch anderwärts als Greis dargestellten Joseph die völlige Nacktheit des Jesuskindes, die ja leider auch sonst sehr häufig sich findet, für statthaft halten?

Von der Deutschen Kunstausstellung in Dresden, 1899, wird Folgendes herangezogen:

> Da stellt Pöppelmann eine im Grunde doch völlig nackte Mutter dar, die ihr Kind herzt. Wo kommt das vor? Und wo hat sich je ein „Siegesreiter“, wie das Reiterstandbild von Tuaillon, völlig nackt auf ziemlich nacktem, d. h. nur mit Zügel versehenem

Pferde sehen lassen? So reitet kein Pferdeknecht zur Schwemme. Also schamlos und unnatürlich!

Hiernach kann also selbst ein Pferd, wenn es nur mit einem Zügel bekleidet ist, um mit der lex Heinze zu reden, ohne unzüchtig zu sein das Schamgefühl gröblich verletzen.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Goethebund und bei der Gelegenheit auch mit Goethe, dessen „religiöse Unklarheit" in Etwas entschuldigt wird, da ihm selten Gelegenheit geworden sei, gesundes Christentum kennen zu lernen, sondern meist nur das krankhafte der Herrnhuter, oder das Christentum Herders „mit seinem das Christentum beeinträchtigenden Menschentum" und Schleiermachers, „der kirchliches Leben wiedererweckt, aber dann mehr geschädigt hat". Schöpf schließt mit den Worten: Hie Goethe! Hie Christus! Ich kenne freilich nur den Gegensatz: Hie Antichrist, hie Christus. Goethe so gewissermaßen an die Stelle des Antichrist zu setzen, würde ich mich als Verfasser schon deshalb gehütet haben, weil Schöpf selbst aus des älteren Goethe Gesprächen Belege genug bringt, die auch ihn die Möglichkeit der Interpretation Goethe = Antichrist hätten vermeiden lassen müssen.

Ist aber solch Verfahren sittlich? Mir scheint, es läßt das geringste Maß christlicher Besonnenheit vermissen, das auch bei den bescheidensten Ansprüchen an Sittlichkeit verlangt werden muß von Einem, der wie Schöpf gegen die Unsittlichkeit, namentlich der modernen Kunst, sehr starke Worte findet und ein hohes Maß von sittlicher Entrüstung aufzubringen vermag. Die Herausgeber der Zeitfragen des christlichen Volkslebens hätten entschieden besser daran gethan, die Broschüre in dieser Form nicht ausgehen zu lassen; auch wenn sie es ausdrücklich ablehnen, mit allen Einzelheiten ihrer Broschüren identifiziert zu werden. Eine Förderung christlichen Volkslebens bedeutet so Etwas gewiß nicht. Es kann nur helfen weiter verbittern und entfremden. Ich halte das nicht für ein sittlich hohes Ziel.

Die zweite Broschüre enthält ein Referat Stoeckers, gehalten in Hamburg in einer öffentlichen Versammlung des dortigen Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, veranlaßt durch Ausführungen in einer Versammlung des Hamburger Goethebundes, die viel Unverständnis, vielleicht gewolltes, gegen das Christentum zu Tage förderte. Dann wird die an Stoeckers Referat sich anschließende Diskussion mitgeteilt und als Anhang der Artikel aus den Grenzboten „Goethe und der Goethebund" abgedruckt.

Ich möchte nur Eins hervorheben aus der nicht uninteressanten Broschüre, der man die Erregung auf beiden Seiten deutlich anmerkt. Wenn sie auch viel höher steht als die von Schöpf, so wirft sie doch auch Kunst, Variete, Nuditätendarstellung in einen Topf. Dadurch wird auch hier zum mindesten der Schein erweckt, als solle all das, was in einen Topf geworfen wurde, gleicherweise bekämpft werden. Wenn das die Künstler empört, kann ichs ihnen nicht übel nehmen. Wir empören uns auch, und das mit Recht, wenn Gegner des Christentums z. B. ihre Waffen aus dem Arsenal mittelalterlicher Greuel nehmen, die auf Kosten der damaligen Kirche kommen, mit Christentum aber nicht das Geringste zu thun haben. Stoecker vermeidet den Schein nicht, als sei ihm jede Darstellung des Nackten identisch mit Nuditätendarstellung; seine Waffen entnimmt er zum guten Teil dem Arsenal, in dem aller Schmutz angehäuft ist, der mit Kunst garnichts zu thun hat. Er erleichtert sich den Kampf dadurch scheinbar, in Wahrheit aber haut er daneben oder trifft Jemanden, der dann alles Recht hat, sich gegen solche Waffen zu wehren. Ich vermisse eine scharfe Scheidung zwischen Kunst und Afterkunst in beiden Broschüren. Wer giebt uns aber die Scheidung? wirft man vielleicht ein. Wenn wir erfahren wollen, wo sich Christentum und Afterchristentum scheiden, fragen wir gewiß nicht bei Haeckel an, sondern am besten direkt bei Christus, dem Schöpfer des Christentums. Mir scheint, es wäre billig, in der andern Frage, die Schöpfer der Kunst, die Künstler, zu fragen. Zunächst, zuerst wenigstens. Man braucht ja nicht gerade Makart zu fragen, sondern etwa Dürer, auch nicht gerade Sudermann, sondern etwa Goethe, aber ohne ihn zu vierteilen und zu dritteilen, wie es eben beliebt ist. Gehen wir bei dieser Frage zunächst gerade so vor die rechte Schmiede, wie wir es bei der Frage nach dem Christentum von den Andern auch verlangen. Erst wenn das auf beiden Seiten geschähe, gäbe es eine fruchtbare Diskussion. Bis dahin giebt es nur wildes Geschrei von beiden Seiten. Und sollte die Kunst in Sachen des Christentums nicht vor die rechte Schmiede gehen wollen, so haben Christen deshalb doch wohl noch nicht das sittliche Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hier wäre eine gute Gelegenheit, mit gutem Beispiel voranzugehen und einmal in praxi zu zeigen, durch die That, wo die höhere Sittlichkeit zu finden ist. Diesen Beweis der That erbringen die beiden Broschüren nicht. Auch sonst habe ich ihn in dem ganzen Streit, der durch die lex Heinze einmal wieder entbrannt ist und seitdem nicht zur Ruhe kommen kann, schmerzlich vermißt. Es wird gleicher Weise gesündigt intra et extra muros. Keiner hat ein sittliches Recht, Steine gegen den Andern aufzuheben. Sie sitzen oft genug beide im Glashaus, die Vertreter der Kunst wie die christlicher Sittlichkeit.

2

Ist denn nun jede Darstellung des Nackten in der Kunst wirklich unsittlich? Etwa jene Luna von Hildebrand, über die sich Schöpf entrüstet? nicht ohne auch hier seinen Witz leuchten zu lassen, den ich hier und öfter sittlich anstößiger finde als eine ganze Gemäldegallerie.

Nach katholischer Moral ist die Luna Hildebrands wie jede Darstellung des Nackten an sich schon unsittlich. Man hat z. B. nur nötig, einmal den sechsten Band von Jansens Geschichte des deutschen Volkes anzusehn, um zu wissen, wie katholische Moral dazu steht, und warum sie so dazu stehn muß. Im Nackten sieht sie nur das Geschlechtliche und in allem Geschlechtlichen prinzipiell Sünde. Deshalb ist ihr die Ehe nur ein sündiger Notbehelf und schon deshalb jedes Kind mit Erbsünde behaftet.

Ist das evangelisch? Sind unsere Kinder Fleisch gewordene Sünde? Müssen wir im Nackten nur das Geschlechtliche sehn und muß in seiner Darstellung bei dem Schaffenden wie Schauenden Geschlechtliches in Aktion treten? Ich bin immer noch der Meinung, der Mensch ist das Höchste alles Geschaffenen und der nackte Mensch das Schönste, was geschaffen ist und nachgeschaffen werden kann. Der Katholik darf dafür kein Auge haben. Der Evangelische sollte so reine Augen haben, daß er so sehen kann. Und wenn er z. B. bei Hildebrands Luna hauptsächlich Geschlechtliches sieht, so muß das nicht Hildebrands Schuld sein, sondern kann sehr wohl des Sehenden Schuld sein, wird es in diesem und manchem andern Fall sogar sein müssen. Schuld seiner ungezügelten Phantasie, Schuld seiner Erziehung, wobei ich an die Selbsterziehung denke und an die Erziehung, wie sie uns durchschnittlich in Haus und Schule noch zu teil wird. Dann aber dürfte es nicht Aufgabe des Christen sein, etwa Hildebrand als einen unmoralischen Künstler anzugreifen, sondern danach zu streben, reine Augen zu bekommen, daß man anders, sittlicher sehen lernt. Oder wenigstens, wenn dies nicht erreicht wird, fein stille zu sein. Aber nicht womöglich gar um dieses Mankos willen sich für einen sittlich besonders hoch stehenden Kunstkenner und Kritiker ausgeben! Denn da dürfte ein böser Selbstbetrug mitunterlaufen.

Auf zwei Einwürfe bin ich gefaßt. Es handle sich nämlich gar nicht um die Frage nach der Darstellung, sondern der öffentlichen Ausstellung des Nackten. Und zweitens handle es sich auch hierbei zunächst nicht um die Wirkung auf Erwachsene, sondern auf Unmündige, Heranwachsende, Kinder. Die Einwände haben den Schein des Rechts für sich, mehr aber auch nicht.

Die Sittlichkeitsvereine, die ja die Anregung zu der verflossenen lex Heinze gaben und dem, was gut an ihr war, wollten wohl in der That vor allem Schutz der heranwachsenden Jugend in jeder gesetzlich nur irgend möglichen Form. Das war nur lobenswert und unterstützenswert. Als dann aber das Zentrum die ganze Angelegenheit in seine gewaltigen Hände nahm, bekam sie für jeden Unbefangenen ein ganz ander Gesicht. Das Zentrum muß nach seiner Moral nicht nur gegen die Aus-

stellung, sondern geradeso gegen die Darstellung des Nackten protestieren. Daß es aber thatsächlich nicht nur die Ausstellung, sondern auch jede Darstellung des Nackten gesetzlich am liebsten unmöglich gemacht oder wenigstens nach Kräften beschränkt hätte, hat sich ja in den Reichstagsreden zur Genüge offenbart für Jeden, der sehen will. Daß das Zentrum nicht nur dem Nackten in der Kunst, sondern jeder nicht ultramontanen Kunst, die Litteratur mit einbegriffen, am liebsten den Garaus machte, beweist indirekt aufs beste eine Broschüre, die von dem gut katholischen Journalisten Karl Muth herrührt und dem Katholizismus den Vorwurf der litterarischen Inferiorität macht, der hinreichend begründet ist. Selbst der evangelische Schöpf sagt in seiner Broschüre:

> Mit Ausschluß der Bildwerke, Gemälde u. s. w., welche die von uns beanstandeten Nacktheiten darstellen, lassen sich noch wertvolle, dem Kunststudium dienende Museen errichten. Die ausgeschiedenen Werke verwahre man in gesonderten Sälen nur als Museum für Künstler.

Hiernach dient die Kunst eigentlich nur dem Kunststudium. Von der Freude, der Erhebung am Schönen weiß Schöpf nicht Viel, denn er sagt nicht Viel davon, an dieser entscheidenden Stelle sogar Nichts. Beanstandet werden von Schöpf wohl alle Nacktheiten, die weiblichen ganz gewiß. Ein weiblicher Schöpf wird mit demselben Recht alle männlichen beanstanden. Allzuweit ist es von hier nicht mehr bis zu dem sittlichen Zartgefühl jener Engländerin, die die Nacktheit ihrer Stuhl- und Tischbeine beanstandete und auch ihnen Kleider gab. Man kann es Künstlern und künstlerisch interessierten Kreisen nicht verdenken, wenn sie sich zur Wehr setzen, wo solche Anschauungen noch möglich sind.

Wenn z. B. jener wunderliche Satz von dem, was, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzt, Gesetz geworden wäre, so wäre das gleichbedeutend gewesen mit einer fortgesetzten Belästigung der Kunst, soweit sie sich nicht mit den Anschauungen des Zentrums und Schöpfs deckt, was ein ziemlich großer Kreis dessen sein dürfte, was Kunst ist. Diese Waffe nun aber gar in die Hände der staatlichen Organe gelegt, die jetzt mit der Ueberwachung der Kunst betraut sind, hätte nur unheilvoll wirken können, denn auch ohne diese Waffe haben diese Organe in letzter Zeit die Unfähigkeit, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, oft genug und glänzend bewiesen. Die Künstler haben alles Recht, ihnen die Kompetenz für dies Amt abzusprechen, denn wo sie in letzter Zeit in Thätigkeit traten, haben sie oft genug künstlerisch und sittlich Wertvolles angetastet, künstlerisch und sittlich Wertloses, ja direkt Schlechtes frei ausgehen lassen. Ich erinnere nur an das Verbot von Tolstois Macht der Finsternis und Björnsons Ueber unsre Kraft zweitem Teil, der für Berlin erst freigegeben wurde, als in Stuttgart die Aufführung in Gegenwart der Hofkreise vor sich gegangen war, ohne daß Unheil geschah. In Frankfurt a. M. war die Aufführung von Hauptmanns Webern bis vor Kurzem verboten, dann zunächst auch nur für die Wochentage freigegeben. Am Sonntag hätten sich ja auch einmal weniger Bemittelte ins Theater verirren können. Echt künstlerische Gesichtspunkte! Oder war es vielleicht ein sittlicher Gesichtspunkt?

Als Christ hat man aber noch weniger Grund, sich von den sittlichen Einwirkungen dieser Organe auf die Kunst Etwas zu versprechen. Von einem Vorgehen gegen gewisse Zeitungsannoncen, die nur cachierte Unzuchtsannoncen sind, von einem Vorgehen gegen weit verbreitete Blätter wegen gar mancherlei Anzeigen, die schmutzige Photographieen und pornographische Lektüre anpreisen, hört man wenig. Dieselben Organe, deren sittliches Gefühl Tolstois Macht der Finsternis verletzte, haben nur selten den Finger gerührt gegen das Berliner Residenztheater, das hauptsächlich vom Import frecher, französischer Unsittenstücke lebt. „Eine solche Kloake müssen wir in Berlin eben haben," soll ein erst kürzlich verstorbener Polizeidirektor einmal gesagt haben. Jener Berliner Schutzmann, der ein bekanntes Böcklinbild aus einem Schaufenster entfernen ließ, hätte für seinen Drang nach sittlicher Bethätigung ein viel dankbareres und ausgiebigeres Feld gefunden, wenn er für die Entfernung der Photographieen französischer Aktstudien und mancher Chansonetten in gewissen Schauläden der Passage und Friedrichstraße Sorge getragen hätte. Wir haben Landesteile, in denen es kein Theaterzensur giebt, z. B. Hamburg und Hessen-Darmstadt. Hier sind die Theaterzustände nicht schlechter, sondern nur gerade so schlecht wie z. B. in Berlin. Sie wären manchmal sogar besser, wenn die Provinztheater nicht so abhängig wären von den Agenten der Berliner wohlzensurierten „Dramatik." Ich führe das an als einen weiteren Beleg dafür, daß Christen gar keinen Anlaß haben, von Polizeiorganen wirklich etwas sittlich Förderndes für die oft genug schauderhaften Theaterverhältnisse zu erwarten. Auch ist noch wenig genug sittliches Feingefühl zu spüren gewesen, wenn es sich um gewisse Schaustellungen im Wintergarten und an ähnlichen Orten handelt.

Und welche Gesellschaftskreise frequentieren derartige Lokale, machen sie dadurch erst lebensfähig und ihre Besitzer zu reichen Leuten? Wenn man sehr naiv ist, sollte man nach dem entrüsteten Gebahren eines guten Teils gerade der konservativen Presse meinen, Sozialdemokraten, Freisinnige, Juden und Judengenossen stellten die zahlende Hauptmasse der Besucher. Das stimmt aber in Wirklichkeit gar nicht, z. B. für den Wintergarten nicht. Da verkehrt zum guten Teil gerade die gute, die beste Gesellschaft im Sinne dieser Blätter. So viel ich wenigstens weiß, ist da die beste Gesellschaft, wo die Offiziere unsrer Garderegimenter in Uniform hingehen. Das ist beim Wintergarten der Fall. Mir scheint, dann hat aber die Presse dieser Kreise so ohne weiteres doch nicht gerade ein moralisches Recht zu solcher Entrüstung. Wenn sie es sich aber nimmt, würde es erst Wert haben, wenn sie gleicherweise ihren Kreisen die Leviten läse, wovon ich noch wenig gemerkt habe. Das moralische Rößlein wird eifrig getummelt, auch Viel geschrieben über die Unsittlichkeit, aber oft genug nur der andern Gesellschaftskreise. Das schmeckt dann sehr nach Tartüfferie, und es wirkt sonderbar, wenn gerade kirchliche Blätter um des moralischen Rößleins willen sich zu diesem Fähnlein schlagen und womöglich allen Ernstes glauben, dort werde die Sittlichkeit gerettet. Auch hier wird gesündigt intra et extra muros.

3

Aber die Jugend muß geschützt werden. Gewiß! Es fragt sich nur, wie. Ob sie wirklich durch neue Gesetzesparagraphen wirksam geschützt wird? Ob dadurch, daß man den Polizeiorganen noch mehr Macht giebt, der Sache, die uns allen am Herzen liegt, wirklich genützt wird?

Ich glaube an Beides nicht mehr so recht. Als es eine Zeit lang schien, die lex Heinze würde Gesetz, konnte man beobachten, wie in der Passage und Friedrichstraße in Berlin die Nuditätendarstellungen aus den Schaufenstern nicht verschwanden, sondern Papierhüllen erhielten, die nur noch Kopf und Füße der Bilder freiließen. Auf die Hüllen war aber geschrieben: Achtung! Hochinteressant! Pariser Photos! ꝛc. Ich habe mir von Juristen sagen lassen, daß ihrer Meinung nach auch unter einer lex Heinze dagegen Nichts zu machen wäre. Jedenfalls sehen wir hier gleich einen Ausweg, den die geriebenen Geschäftsleute fanden, noch bevor er nötig war. Und so würden sie noch genug Mittel und Wege finden, ihren Zweck zu erreichen, ohne daß man sie gesetzlich fassen könnte. Glaubt man nun, daß durch derlei die Schaufenster für unsre Jugend sittlich unbedenklicher würden? Ich glaube es nicht.

Aber würde sich der Verkauf solcher Bilder und entsprechender Schriften nicht wesentlich verringern, wenn schwere Strafe darauf stände, sie an Unmündige abzugeben? Meines Wissens stehen schon heute schwere Strafen auf dem Verkauf pornographischer Bilder und Bücher. Und doch floriert dieser Handel. Neue Gesetze ergäben nur neue Auswege. Das Gift würde nur noch mehr im Verborgenen schleichen, dadurch aber doch wohl nicht ungiftiger werden. Die Schaustellung nicht grobpornographischer Bilder und Bücher in verhüllenden Papierstreifen würde aber gerade so wenig strafbar sein, wie jene die Unsittlichkeit fördernden Anzeigen, von denen ich vorhin sprach, strafbar sind. Warum nicht? Weil, wie ein Jurist sagte, diese Anzeigen an sich nicht unsittlich sind. Nun gerade so wenig sind die in Papierhüllen gesteckten Bilder und Bücher an sich unsittlich. Deshalb eben glaube ich nicht mehr an die Wirk-

samkeit solcher Mittel. Das ist traurig, entspricht aber wohl mehr den realen Verhältnissen als alle die schönen Theorien, von denen man gerne bei der Behandlung dieser Dinge ausgeht.

Mir scheint, wirklich wirksam kann man unsre Jugend nur schützen, indem man ihr hilft, sittlich stark zu werden. Zweierlei würde dies Bestreben sehr unterstützen. Die falsche Prüderie in der Erziehung müßte überwunden werden, und unsre Jugend dürfte nicht länger so ganz ohne ästhetische Erziehung groß werden, wie es noch meist der Fall ist.*)

Hans Fischer

Karl Schneiders Lebenserinnerungen

Eine Fülle von Thesen über den christlichen Religionsunterricht ist auf unserer letzten Herbstversammlung den Freunden der Christlichen Welt vorgelegt worden. Noch um ein Drittel mehr, als damals in den Spalten dieser Zeitschrift abgedruckt worden waren. Fast hatten sie die Zahl der fünfundneunzig Thesen erreicht. Einer der Redner hatte deshalb darauf verzichten wollen, ebenfalls Leitsätze aufzustellen. Aber der Thesendrang war stärker als er, und er faßte schließlich Alles, was die Thesensteller sagen wollten, und was er zu sagen hatte, in dem einen Satze zusammen:

Die Reform des Religionsunterrichtes in der Schule hat mit der Reform der Schulbehörden zu beginnen. —

Die Schulbehörden unseres größten Bundesstaates sind länger als fünf Lustren in einem genialen und thatkräftigen Manne inkarniert gewesen. Und dieser Mann hat soeben seine Lebenserinnerungen veröffentlicht.**) Er hat sich darin die Aufgabe gestellt, „durch die Schilderung der Zustände und Vorgänge auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens, auf welchem Gott ihm seine Lebensaufgabe gestellt hat," ein „Quellenbuch" zu schaffen (Vorwort). Mit Ausführlichkeit legt daher Karl Schneider die Zwecke dar, die bei der Leitung des preußischen Unterrichtswesens in den drei letzten Jahrzehnten verfolgt wurden, und die Grundsätze, die dabei maßgebend waren. Das Buch wäre also der rechte Gegenstand für unsere Reformen fordernde Kritik. Sollen unsere Unterrichtsbehörden nach unserm Wunsche reformiert werden, so müssen wir angesichts dieses Buches sagen können, was wir anders und wie wirs anders haben wollen. Und doch! Vor diesen Erfahrungen und Bekenntnissen Schneiders will zunächst alle Kritik verstummen. Und wenn sie sich wieder zu Worte meldet, so geschieht es, um uns den Blick zu klären nicht für eigene neue Wege, sondern für dieselben alten Ziele, die er vor dreißig Jahren auf den Leuchter stellte, um denselben Kampf weiter zu kämpfen, den ihn das Alter abbrechen heißt, und um die Neugestaltungen anzustreben, die er heute fordern würde, wenn er so jung wäre, wie wir.

1

Schneider ist Theologe und als solcher Schüler des frei gesinnten David Schultz und des gelehrten Middeldorpf. In seine Studienzeit fällt das Jahr 1848. Und er schreibt noch heute, daß es ihn „bis zu dieser Zeit nicht reut, zu den Demokraten gestanden zu haben" (S. 84). Hatte er als junger Student den Schritt vom Deismus zum Atheismus und dann den weiteren zum Pantheismus gethan (S. 67), so ließen ihn doch bald „die gewaltigen Stürme des Jahres 1848, der Zusammenbruch der morschen Staatsgebilde und das frische Aufleben des Idealismus das Wehen eines göttlichen Geistes und das Walten einer göttlichen Weltregierung fühlen" (S. 110). Aber zu dem Manne, der in den Bekenntnissen der evangelischen Kirche den Ausdruck seiner persönlichen Ueberzeugung sah, hat er sich erst nach der Studienzeit durch die Lösung der Aufgaben herangebildet, die ihm das Predigen stellte. Ein Eiferer für das Bekenntnis ist er dadurch nicht geworden. Wenn er sich in seiner theologischen und kirchlichen Ueberzeugung Männern wie Neander, Nitzsch und Tholuck anschloß, so that er das in dem Sinne, daß es sich damals „für diese hervorragenden Vorkämpfer des positiven Christentums schon mehr um den Schutz der Wissenschaft und um die Förderung freien frischen Lebens in der Kirche handelte, als um die Abwehr jener rationalistischen Bewegung, welche dieselben Männer in den vierziger Jahren eifrig bekämpft hatten" (S. 126).

Die kirchliche Reaktion, von der Schneider hier redet, zeitigte damals auf dem Felde der Schule die unheilvollsten Früchte. König Friedrich Wilhelm IV. war von dem denkbar größten Mißtrauen gegen die Lehrerseminare, die Lehrer und die von ihnen gepflegte Volksschulbildung erfüllt. Er hatte dies Mißtrauen zu Beginn der fünfziger Jahre einigen Seminardirektoren sehr bestimmt ausgesprochen. Infolgedessen hatten sich, als v. Raumer Unterrichtsminister wurde, diesem eine Reihe von Schulmännern mit dem Anerbieten zur Verfügung gestellt, sie wollten das bisher von dem Geheimrat Stiehl geleitete Lehrerbildungswesen so umgestalten, daß die Heranbildung strenggläubiger, königstreuer Lehrer gesichert sei. Stiehl war zwar selbst streng konservativ, aber trotzdem „gehörte sein Herz dem Seminar" (S. 289); und um nun die preußische Volksschule mit ihren Lehrern nicht durch die Hände dieser gefälligen Leute verderben zu lassen, bequemte er sich ihren Forderungen an, heuchelte selbst die Sprache der Dunkelmänner und verfaßte 1854 die berüchtigten „Regulative", unter deren Unsegen wir heute noch leiden.

Gemäß dem Spruche: „Bildung ist gefährlich" haben die Regulative in allen Volksschulen das Bildungsniveau nach Kräften herabgedrückt. Zunächst wurden der Lehrerbildung die engsten Schranken gezogen, so eng, daß man damals mit hartem Scheltworte die Seminare „Verdummungsanstalten" nannte. Schneider sagt dasselbe, nur mit den etwas vorsichtiger gewählten Worten: „die angehenden Lehrer erhielten nicht das Maß von Bildung, dessen sie bedürfen, um ihre Unterrichtsgegenstände frei zu beherrschen" (S. 290). Damit sie sich nun nicht etwa schon in der Zeit vor dem Seminarbesuch im Alter von 14 bis 17 Jahren das gefährliche Wissen erwürben, wurde die sogenannte Präparandenbildung nicht Schulen und Lehranstalten übertragen, sondern in die Hand von sicheren Leuten, von Einzelbildnern, Pastoren und „besonders begabten" Lehrern gelegt. Das schreckte natürlich obendrein vom Lehrberufe ab und hatte einen allgemeinen Lehrermangel*) zur erfreulichen Folge. Konnten doch nun die Lehrerstellen mit ganz ungebildeten Bewerbern besetzt werden, die niemals den Schleier vom verhüllten Bild zu Sais gehoben hatten, und also das arme Volk auch nicht unglücklich machen konnten. Schneider erzählt ein anschauliches Beispiel davon, wie Schulräte ihre Anwesenheit bei der Aufnahmeprüfung der Präparanden ins Seminar benutzten, um die durchgefallenen Prüflinge zu provisorischen Lehrern an vakanten Schulstellen wegzukapern (S. 252). Dieser Lehrermangel gab zugleich Anlaß, die Ausbildungszeit der Seminaristen auf 30 Monate herabzusetzen. Im Lehrplane der Seminare wurden alle anderen Fächer neben dem Religionsunterrichte zu Nebenfächern herabgedrückt. Da nun aber den Männern der Regulative der Glaube ein Fürwahrhalten offenbarter Lehren war, mußte das Fürwahrzuhaltende gelernt, memoriert werden; und so ging denn der Bildungswert des einzigen Faches, auf das Arbeit verwendet werden durfte, in bester Manier zum Teufel. Dem „Drill" dagegen war „Thür und Thor geöffnet" (S. 290).

„Bildung ist gefährlich," das galt nun erst recht für die niedere Volksschule. Es war nicht genug, daß sie in die Hände der auf Regulativ-Seminaren vorgebildeten Lehrer fiel. Sondern man hatte noch außerdem ein geradezu raffiniertes Mittel, um ihr Bildungsniveau nach Wunsch zu „regulieren." Die

*) Vom Herausgeber gesperrt.

**) D. Dr. Karl Schneider, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat, Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Schule und Kirche. Berlin, Hertz 1900. 6,00 Mk.

*) Der gegenwärtige Lehrermangel ist ähnlichen Ursachen entsprungen, wie der von damals. Daß die einjährige Dienstzeit nicht die wirkliche Schuld daran trägt, haben die Verhandlungen im Abgeordnetenhause Jedermann gezeigt. Vielmehr leidet heute kein Stand so hart unter dem Drucke der modernen kirchlichen Reaktion als der Lehrerstand.

Regulative stellten Grundzüge nur für den Unterricht in der einklassigen Elementarschule auf. Diese Grundzüge waren an sich schon unerhört dürftig. Aber sie wurden nun von den ausführenden Organen der Regierung ganz einfach auch auf die mehrklassigen Schulen angewendet!

So hatte in allen Volksschulen der Monarchie, in den einklassigen und mehrklassigen, in den Bürgerschulen und in den Seminaren, den einzigen Platz an der Sonne ein Religionsunterricht, in dem das Heil und die Erlösung auswendig gelernt wurden.

Zur Zeit der Regulative war Schneider Seminardirektor (1863—72). Persönlich ist ihm das nur möglich gewesen, weil er nach Stiehls eigenen Worten „vom ersten Tage seiner Seminararbeit an zugesehen hat, wo er ein Loch in die Regulative bohren könnte“ (S. 215, 291, vergl. 225, 255).

2

Als Falk Kultusminister wurde, waren die Tage der Regulative gezählt. Trotz ihrer Schädlichkeit hätten sie allerdings vielleicht noch lange in Geltung bleiben können, denn „es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort.“ Aber Fürst Bismarck wollte den Kampf gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche auf dem Gebiete der Schule anfangen und brauchte dazu neue Schulordnungen — zum Segen der evangelischen Kirche.

Falk betraute seinen Landsmann und Jugendfreund Schneider mit dieser Aufgabe. Am 14. Oktober 1872 trat Schneider an die Stelle Stiehls im Ministerium, und am 15. erließ der Minister seine neue Schulordnung, die bekannten „allgemeinen Bestimmungen betreffend das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen.“ Bei der Ausarbeitung hatte sie Schneider mit seinem Freunde Treblin, dem Führer des Protestantenvereins, durchberaten (S. 296).

Mit großer Klugheit nahm der neue Ministerialrat in diesen Verfügungen den Kampf gegen die Ultramontanen nicht auf der Linie des Religionsunterrichtes, sondern auf anderen Punkten auf. Hier blieben bis auf die Stundenzahl alle alten Bestimmungen für die Katholiken in Kraft. So konnte die Reform des evangelischen Religionsunterrichtes für sich allein und ungestört durch die Zentrums-Politik in Arbeit genommen werden. Der Vorteil dieser Situation besteht für uns noch heute.

Zunächst wurde die Zurücksetzung der weltlichen Unterrichtsfächer dadurch aufgehoben, daß ihre Unterrichtsziele höher gesteckt, daß ein sachgemäßer Unterrichtsbetrieb vorgeschrieben, und daß zu ihren Gunsten die Stundenzahl und die Stoffmenge des Religionsunterrichtes eingeschränkt wurde.

Als dessen Aufgabe wurde die Einführung der Kinder in das Verständnis der heiligen Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde hingestellt, „damit die Kinder befähigt werden, die heilige Schrift selbständig lesen und an dem Leben sowie an dem Gottesdienst der Gemeinde lebendigen Anteil nehmen zu können.“

Dem „geistlosen Einlernen“ ging Schneider ausdrücklich zu Leibe und den Memorierstoff beschränkte er aufs Notwendige. Die biblische Geschichte und die Perikopen nahm er ganz von ihm aus.

Gegen den Konfirmandenunterricht versuchte er die Religionslehre der Volksschule dadurch abzugrenzen, daß er die spezifisch kirchlichen Hauptstücke des Katechismus, das vierte und fünfte, aus dem Stoffplan der Schule ausschied. Eigentlich hätte er nach seinen Grundsätzen auch das zweite ausscheiden müssen, zumal er die „gedächtnismäßige Aneignung von Teilen des liturgischen Gottesdienstes“ untersagt hatte.

Mit der Hebung der Volksschule Hand in Hand geschah die Hebung der Lehrerbildung. Von der Präparandenbildung kann Schneider geradezu mit Stolz sagen, daß sie in Preußen eine Neuschöpfung gewesen sei, sein Werk! Angemessen in einer Lehranstalt vorbereitet traten die Zöglinge von jetzt an schon in das Seminar ein, und wenn auch aus nahe liegenden Gründen gerade in der Reform des Seminarwesens die ersten Schritte sehr behutsam gethan werden mußten, so brachten die neuen Verfügungen doch unverhohlen zum Ausdrucke, daß die Unterweisung nicht auf dem Niveau der Volksschule sich bewegen sollte, sondern „auch stofflich über die durch die Unterrichtsbücher der Volksschule (Historienbuch und Katechismus) gezogenen Grenzen hinauszugehen“ und die Anleitung zu selbständiger Fortbildung nicht zu versäumen habe.

Diese Schulordnungen entworfen zu haben, ist für Schneider mit Recht der Stolz seines Lebens. Sie in die Wirklichkeit umzusetzen, sie mit Besonnenheit, Klugheit, Thatkraft, mit Fordern und Nachgeben durchzuführen, hat er in der Zeit von 1872 bis zum Ende des Jahrhunderts als seine Lebensaufgabe betrachtet. Mühsam und dornenvoll ist sie ihm gewesen. War sie auch erfolgreich? Ist sie ihm selbst so erschienen?

3

Ueber viele Dinge beobachten Schneiders Memoiren ein bedeutsames Schweigen. Auch daraus wird man in diesem Quellenwerke Schlüsse ziehen sollen. Am auffallendsten ist sein Schweigen in dem Kapitel „Ministerium Graf Zedlitz“. Während er noch Herrn von Goßler 37 Seiten widmet, erledigt er die Zeit der Zedlitzschen Angriffe auf die Volksschule mit nicht ganz zwei Seiten; und auf diesen zwei Seiten erzählt er, er habe damals viel — — verreisen müssen. Noch über eine andere Schulfrage beobachtet er lehrreiches Schweigen: niemals berührt er die Verhandlungen über die geistliche Schulaufsicht (Anspielungen S. 203, 285).*) Wie er darüber denkt, kann man aber aus seiner Klage entnehmen, daß er bei seinen wiederholten Vorträgen über Schule und Kirche so oft mißverstanden sei. „Ich hatte einen andern Kirchenbegriff als meine Hörer. Mir war die Kirche . . . die Gemeinschaft der vom christlichen Geiste erfüllten Männer und Frauen; und mein Gedanke war, daß alles Gute, was wir in Staat und Gesellschaft haben, in deren Anregung seinen Ursprung hat. An die verfaßte Kirche, die episkopale oder konsistoriale Kirche, dachte ich dabei nicht im mindesten“ (S. 258).

Hat an diesen Stellen Schneiders Schweigen mein Interesse aufgeregt, so versetzte es mich in einem anderen Kapitel geradezu in traurige Ergriffenheit. Das war, als ich mir überlegte, wovon Schneider dort schweigt, wo er die Summe seiner Lebensarbeit zieht. Er freut sich da darüber, daß die Zahl der Schulen und der Lehrer so ungemein zugenommen, die Zahl der überfüllten Klassen abgenommen hat, daß die Schulsysteme weiter ausgebaut sind, daß die Volksbildung sich gehoben und Preußen von allen Ländern die wenigsten Analphabeten hat, daß die Schulhäuser und Schuleinrichtungen immer mehr sich der Norm annähern, daß der Staat an Zweihundert Millionen jährlich für die Schule aufwendet, daß die Lehrer heute allesamt geprüft und auch besser besoldet sind als vordem, daß schließlich in den sogenannten Konfessionsschulen auch für den Religionsunterricht der konfessionellen Minderheit gesorgt ist. Und wer wollte leugnen, daß jede einzelne dieser vielen Thaten ein Manneshherz am Lebensabend mit Stolz erfüllen kann? Aber warum schweigt er von den Dingen, die ihm, den altem Kulturkämpfer, beim Erlaß der allgemeinen Bestimmungen Kern und Stern seines Strebens waren? Ach! er muß zufrieden sein, daß sein Werk nicht wie die ganze andere Kulturkampf-Gesetzgebung von den Wellen der Politik hinweggespült ist. Schon die Erhaltung seines Werkes erscheint in dem Zusammenhange als etwas Großes. Wie aber steht es mit seinen Fortschritten? Vergleichung soll es uns lehren.

Als Beispiel dafür, wie nötig die Schulneuordnung Falks gegen die Uebergriffe des Klerus war, erzählt Schneider Folgendes. Der Fürstbischof von Breslau hat an den damaligen Kultusminister wörtlich geschrieben: „Nach dem mir zustehenden Aufsichtsrechte über die Schulen meiner Diözese kann ich der königlichen Regierung die Befugnis nicht einräumen, ohne Vorwissen der geistlichen Behörde neue Schulbücher einzuführen, und ich muß dagegen Verwahrung einlegen“ (S. 285).

*) Vgl. über die Schulaufsicht das Urteil Wilhelm Schraders, des bekannten Schulmannes und Hallenser Kurators: „Das größte Hemmnis eines gedeihlichen Fortschrittes (der Schulzustände) scheint mir in der ganzen Art der Verwaltung und der Aufsicht zu liegen.“ (Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin, Dümmler 1900. S. 187.)

Und heute? . . . Als im letzten Sommer die Vertreter der evangelischen Kirchenbehörden zur Eisenacher Kirchenkonferenz zusammen waren, haben sie es als eine Aufgabe der Kirche bezeichnet, den Religionsunterricht der höheren Schulen zu beaufsichtigen. Insbesondere habe die Kirche zu beanspruchen, daß sie bei der Auswahl neuer Schulbücher für den Religionsunterricht mitwirke.

So denkt die „höhere Geistlichkeit." Und wer ein Beispiel dafür haben will, wie heute die Ansprüche des niederen evangelischen Klerus auf „geistliche" Schulaufsicht erstarkt sind, der denke daran, daß der preußische Landtag dem Minister die wenigen „weltlichen" Kreisschulinspektionen gestrichen hat, deren Neuerrichtung er für unbedingt notwendig hielt. Ob es wohl wirklich Leute giebt, die glauben, dadurch den Einfluß der Kirche auf die Schule zu befestigen? Was die Kirche ist, haben wir oben aus Schneiders trefflichen Worten gehört. Nicht dieser Kirche Macht über die Schule befördern die Freunde der „geistlichen" Schulaufsicht, sondern die Macht des Reichsboten und der Kreuzzeitung. Und lange brauchen wir diesen Kurs nicht mehr zu steuern, dann schallt aus dem Mastkorbe der Ruf: „Regulative in Sicht!"

Wie steht es ferner mit den Fortschritten in der Lehrerbildung?

Hier ist zunächst die Vorliebe Schneiders für die Form, die er den Präparandenanstalten gegeben hatte, verhängnisvoll gewesen. So groß der Forschritt von der privaten Einzelbildung zur privaten Anstaltsbildung*) war: es hätte nicht bei dieser immerhin privaten Vorbereitung bleiben dürfen, sondern, wie in den meisten außerpreußischen Staaten, hätten Präparandenanstalt und Seminar zu einem einzigen Schulorganismus mit einem einheitlichen Lehrplan verschmolzen werden müssen. Gerade der von Schneider freudig begrüßte Umstand, daß „die Präparandenbildung in den letzten drei Jahrzehnten einen kaum geahnten Aufschwung genommen hat" (S. 320), hat namentlich auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes zu schweren Mißständen geführt. Der Lehrstoff, der in der Präparandenanstalt behandelt wird (oder vielmehr wie es eben in privaten „Pressen" üblich ist, eingedrillt wird), hat heute fast den gleichen Umfang erreicht, wie der Lehrstoff des Seminars. Das Seminar hat dann also fast nur die Aufgabe, Memoriertes zu repetieren, oder, wie man sich euphemistisch ausdrückt, zu „vertiefen". Die Seminaristen wissen es selbst, daß ein fleißiger Präparand im Seminar fast Nichts mehr neu zu lernen braucht, und daß, wer seine Aufnahmeprüfung in „Religion" gut bestanden hat, sicher sein kann, mit demselben Wissen bei dem Abgangsexamen mindestens „genügend" zu bestehen.

Schneider sucht das Bestehende damit zu rechtfertigen, daß der Uebergang in das Seminar auf die Zöglinge wirken muß wie der Eintritt in eine neue Welt, und zwar nicht sowohl durch die Weiterführung der Schüler in neue, fremde Stoffgebiete, sondern durch neu geartete Behandlung des alten, längst gelernten Stoffes. Damit sie jetzt die Freude haben können, ihren Gesichtskreis dergestalt erweitert zu sehen, solle man ihrer Vorbildung in der geschilderten Weise enge Grenzen ziehen. „Mit welcher Verehrung sehen sie dann zu dem Lehrer auf, der ihnen das Verständnis für Dinge giebt, die sie sich bis dahin nur äußerlich (!) angeeignet haben!" (S. 216).

Mit denselben Sätzen könnte man etwa eine Trennung des Gymnasiums in private Vorschulen für Sexta bis Tertia und in die „neue Welt" staatlicher Oberklassen befürworten. Oder man könnte auch ebenso das Verfahren eines Gärtners rechtfertigen, der seine Pflanzen erst dorren läßt, damit sie nachher am Begießen Freude haben. Wie diesem die meisten Pflanzen drauf gehen, so sind auch die meisten Jünglinge für den Religionsunterricht schon verdorben, wenn sie sich zwei bis drei Jahre lang seinen Stoff „nur äußerlich angeeignet" haben, und zwar womöglich schon den ganzen Stoff,**) für den ihnen der Seminarlehrer nachträglich in der „neuen Welt" das „Verständnis geben" soll.

*) Es giebt nur ganz wenige staatliche Präparandenanstalten in Preußen.

**) Was die Stoffmenge angeht, so sind in der That engere Grenzen für die Vorbildung zu wünschen.

Aber Schneider will mit diesen Erwägungen vielleicht nur ein laudator temporis acti sein, denn für die Zukunft eröffnet er selbst eine andre Perspektive. Wegen des Aufschwungs der Präparandenbildung spricht er von einer „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplans" (S. 319) und sagt, daß deshalb jetzt wird „versucht werden können, vielleicht sogar müssen, die eigentliche Lehrarbeit des Seminars zu beschränken und dasselbe mehr als bisher zur Fachschule zu machen."

Durch diese Andeutungen weist Schneider hin auf den einzigen Weg, der dazu führen kann, nicht nur den oben besprochenen, sondern auch einen andern eng damit verbundenen, schlimmen Uebelstand der Lehrervorbildung zu beseitigen.

Jetzt liegt es nämlich in der That so, daß durch die private Präparandenanstalt dem Drill „Thür und Thor geöffnet ist." Die eintretenden Schüler sind im Memorieren schon so geübt, daß es ihnen trotz aller weisen Reden ihrer Lehrer über den Unterschied des mechanischen vom judiciösen Auswendiglernen meistens leichter fällt, etwas wörtlich zu behalten und wiederzugeben, als es zu begreifen und innerlich sich anzueignen. Die man rief, die Geister, wird man nun nicht los. Womit die Geister sich aber schleppen, der Lehrstoff, wird nicht allein in bildungswidriger Weise angeeignet, sondern auch in bildungswidriger Gestalt dargeboten. Denn trotz der gegenteiligen Anweisung der „allgemeinen Bestimmungen" wird auch heute noch nur zu oft der Seminarunterricht auf das Niveau des Volksschulunterrichtes herabgedrückt.

Den Vorwand dazu giebt die Bestimmung jener Schulordnung, „der Unterricht, den die Seminaristen empfangen, solle in seiner Form ein Muster desjenigen sein, den sie als Lehrer später zu erteilen haben" (§ 10). Das soll gewiß nicht ausschließen, daß zwanzigjährige Jünglinge, deren inneres Leben der religiösen Mündigkeit entgegenreift, anders unterwiesen werden als Schulkinder. Aber bis auf wenige rühmliche Ausnahmen ersetzen die Religionslehrer an Seminaren die Worte „in seiner Form" bei ihrer Praxis durch die Worte „in seinem Inhalte." Der Lehrstoff wird mit den Seminaristen genau so durchgenommen, wie sie ihn dereinst als Elementarlehrer mit den Volksschülern behandeln sollen. So wird der Seminarunterricht zu einer Art Volksschulunterweisung, und die Seminaristen werden durch diesen Betrieb in einer künstlichen Unmündigkeit erhalten. Es steht damit viel schlimmer, als der Draußenstehende ahnt. Und es ist geradezu ein Fluch des Unterrichts im Seminar, daß er, statt bei seiner Sache, bei seinem Stoffe und bei seinen erwachsenen Schülern zu bleiben, immer und immer wieder nach der späteren Verwendung des Unterrichtsstoffes bei den Kindlein der Volksschule hinschielt.

In den beiden parallelen Lehrgängen der Präparandenanstalt und des Seminars wird in dieser Manier genug Material für den Volksschulunterricht auswendig gelernt. Das giebt der Lehrer dann vom Amtsantritt bis an sein seliges Ende wieder von sich. Gott sei Dank thut das freilich nicht jeder Lehrer; mancher ist glücklicherweise zu faul dazu und mancher zu fleißig, mancher zu vergeßlich und mancher zu selbständig. Aber die normalen Musterexemplare unsrer Lehrerbildungsanstalten thun es.

Den Ausweg aus dieser schweren Not zeigt Schneiders Andeutung über die Trennung der „eigentlichen Lehrarbeit" von der Fachschule. Er stimmt damit dem zu, was unsre Lehrer, die es wissen, wo sie der Schuh drückt, in ihren Vereinen und Versammlungen nicht müde geworden sind zu fordern, der Scheidung von Bildungsschule und Fachschule. Und ich bitte, wie ich es mündlich im vergangenen Herbste zu Eisenach gethan habe, so jetzt an dieser Stelle schwarz auf weiß, daß wir alle für dies doppelte Programm mit aller Thatkraft eintreten:

1. Präparandenanstalt und Seminar müssen zu einem einheitlichen Schulorganismus verbunden werden, der Bildungsschule.

2. Die hier erworbene allgemeine, freie, weite Schulbildung muß völlig getrennt werden von der spätern besondern, engen, technischen Vorbildung auf den Lehrerberuf in der Fachschule.

4

Leider ist mit diesen Schilderungen des Unterrichtsbetriebs

die Aehnlichkeit zwischen den alten Regulativ-Seminaren und dem Durchschnitte unsrer Lehrerbildungsanstalten noch nicht erschöpft. Sie erstreckt sich auch auf die Religionslehre, die vorgetragen (oder „entwickelt“, auch diktiert, abgeschrieben) und gelernt wird.

Die auf unsern Seminaren offiziell eingeführten Lehrbücher*) stammen ausnahmslos entweder noch aus der Regulativenzeit oder von Männern, die damals ihre Bildung zum Religionslehrer erwarben. Schorn und Kahle, Wangemann und Sperber, Nissen und Stolzenburg, Schultz und Triebel, sie alle stehen milde geurteilt in theologischer Hinsicht etwa auf der Höhe von Gerlachs Bibelwerk, zum Teile erheblich tiefer, in pädagogischer Hinsicht etwa auf der Höhe Stiehls. Was die Wissenschaft inzwischen erarbeitet hat, wirkt auf diese Litteratur nicht ein. Nach einem geläufigen Worte würde es für die Seminare Nichts ausmachen, wenn sich die letzten hundert Jahre protestantischer Geistesarbeit auf dem Monde abgespielt hätten. Allenfalls hören die Zöglinge: „Die neuere Naturwissenschaft hat die Wahrheit des mosaischen Schöpfungsberichtes auf allen Punkten bestätigt“, oder: „Durch die Keilinschriften sind diejenigen Kritiker endgiltig widerlegt, die an der biblischen Ur- und Patriarchengeschichte zweifelten“, oder: „Die Echtheit des Johannesevangeliums steht so fest, daß sie selbst von ungläubigen Theologen (Ritschl) nicht bestritten wird.“ Aber schon solche Erwähnung von Kritikern und Ungläubigen geschieht nur auf ganz seltenen Höhepunkten.

So steht der Volksschullehrer, entlassen von einem unsrer Durchschnittsseminare, den modernen religiösen Problemen ganz unvorbereitet und völlig hilflos gegenüber. Die schwerste Prüfung, der heute kein denkender Theologe und kein denkender Volksschullehrer sich entziehen kann, besteht in der Frage: „Wie kann ich das Evangelium in der Gegenwart verkündigen, da doch die überkommenen Formen des Glaubens wie der Frömmigkeit mit der Kultur der Gegenwart nicht harmonieren?“ Auf eine unmeßbare Fülle von Prüfungen wird der Seminarist zugeritten: für dieses schwerste Examen erhält er weder Handreichung noch Fingerzeig. Denn das Seminar ignoriert den Thatbestand jener Disharmonie. Was es seinen Schülern an Religionslehre bietet, ist denn auch so mit Irrtümern durchflochten, daß mehr als eines einzelnen Menschen Kraft dazu gehört, hier Wahrheit vom Irrtum zu sondern. Andrerseits sind die Irrtümer so handgreiflich, daß sie fast keinem der jungen Lehrer mehr entgehen, wenn er erst den Cordon des Seminars überschritten hat. Und wenn er dann die Irrtümer von sich wirft, verliert er mit ihnen zugleich die unentwirrbar darein verstrickte Wahrheit.

Aber selbst das ist noch nicht die schwerste Anklage, die wir gegen unsre modernen Regulativ-Seminare erheben müssen. Am schwersten wird die Religion der Zöglinge durch die Aufdringlichkeit des Religionsunterrichtes und verwandter Einrichtungen im Seminare gefährdet. Schneider faßt seine Beschuldigungen gegen das Seminar-Regulativ in dem Satze zusammen: „So kam es in der That beinahe darauf hinaus, daß neben dem Religionsunterrichte alle andern Lehrgegenstände zu Nebenfächern herabgedrückt wurden“ (S. 290).

Das Wort paßt Satz für Satz noch auf die Gegenwart. Und wenn nicht etwa Schneiders Kritik besonders milde und gelinde für die damals herrschenden Zustände ausgefallen sein sollte, so hat auf dieser Linie seine Lebensarbeit wenig Erfolge errungen.

Aber, hält man mir entgegen, ist das denn so schlimm, wenn die Religion das Eine Hauptfach ist, dem alles Andre dient? Sollen wir nicht auch im Leben alle andern Güter hingeben, um den verborgenen Schatz im Acker zu gewinnen? Und in der Erziehung willst du das verpönen?

Dem Schatze im Acker wird das **Gottesreich** verglichen und nicht der Religionsunterricht. Ja, wenn Religion, wenn Evangelium eine Lehre, ein Unterrichtsfach wäre, dann müßte auch in der Schule Alles außer dem Religionsunterrichte für Koth geachtet werden. Aber wer in solcher Weise das Evangelium mit einer Lehre verwechselt, wer hier Religion und Theologie vertauscht, der verfälscht beide. Das gilt schon, wenn die Theologie gut und brauchbar ist. Wieviel mehr wenn die Religionslehre so von Irrtümern durchflutet ist, wie in unsern Seminaren. Wer nun gar mit diesen irrigen Voraussetzungen vom Einen, was not thut, mit diesen Verschiebungen der Werte, mit diesen Verfälschungen an die **Erziehungsarbeit** herantritt, der verfälscht und vergiftet durch die Aufdringlichkeit seiner Christenlehre auch das **Leben** seiner Zöglinge.

O, wie ich in ihn hasse, den blinden Eifer einer falschen Christlichkeit, der das Wort vom Unum necessarium mißversteht und deshalb dem heranwachsenden Geschlechte die Freude an der Welt und an der weltlichen Bethätigung in der Welt, den Sinn für die Natur und den Trieb zur schönen freien Kunst verkümmert! Er mißdeutet den Spruch von Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen und verwehrt und zerstört dann auch die edle Augenlust, die schöne Fleischeslust und der Jugend erwachenden frohen Stolz. Mit Unrecht beruft er sich auf das Gleichnis von der köstlichen Perle, als ob nun der Lehrgegenstand „Religion“ wie in der Schule, so im ganzen spätern Leben das Eine Hauptfach sei, dem alles Andre geopfert, alle andern inneren und äußeren Besitztümer als „Nebenfächer“ oder Nebensachen untergeordnet werden müßten. Dem gesunden Kinde werden nie die Lehren der Religion in Stimmung und dauernder Gesinnung zur zentralen Angelegenheit seines ganzen geistigen Strebens und Lebens. Und wir sollen doch wohl die kostbare Perle, das Himmelreich, so harmlos und unbefangen besitzen wie die Kinder. Also wird einerseits das Himmelreich sich gewiß von jenen Lehren etwas unterscheiden, und für die Kinder wird andrerseits die Religionslehre nicht der Haupt-Lehrgegenstand sein dürfen. Oder haben wir das „Eine was not thut“ thatsächlich nur dann zu eigen, wenn der Lehrgegenstand „Religion“ in dem Tresor unsres geistigen Besitzes das Hauptfach einnimmt?

Wir müssen den Kampf Schneiders gegen diesen Uebelstand wieder aufnehmen und weiter fortführen. Denn wenn auch die „Bestimmungen“ der Vordringlichkeit des Religionsunterrichtes etwas entgegentreten, in der Praxis hat, wie einst, der Religionsunterricht das erste und letzte Wort. Wenn heute z. B. ein Mathematiker, ein Elementarlehrer, ein Philologe oder ein Naturforscher Seminardirektor wird, so fällt ihm ohne weiteres der Religionsunterricht, das Unum necessarium, zu, denn dort laufen alle Fäden des Betriebes zusammen und die muß ein Direktor in der Hand haben. Dazu die Begleiterscheinungen eines solchen Religionsunterrichtes, die vielen Andachten, das Händefalten, der ganze Betrieb der Gebetsmühle! Hausordnungen sind nicht selten, die täglich ein reichliches Dutzend gemeinsamer Gebete vorschreiben.

Ueber die Volksschule und ihren Religionsunterricht brauche ich hier Nichts hinzuzufügen. Wie man es im Seminar treibt, so geht es in der Volksschule. Geschildert habe ich die Zustände, die hier herrschen, ausführlich an andrer Stelle.*)

5

Aber nun zurück zu der Fragestellung, von der wir ausgingen. Bleibt es bei unsrer These, daß die Reform der Schulen mit der Reform der Schulbehörden zu beginnen habe? Kann es dabei bleiben angesichts der Thatsache, daß zwar der Mann, in dem sich Preußens Schulbehörde verkörperte, so war, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann, daß aber dennoch der Religionsunterricht der Schulen noch fast ebenso reformbedürftig ist als vor dreißig Jahren?

Es bleibt dabei! Nur muß man den Begriff der Schulbehörde recht weit fassen.**) Daran, daß Schneider und seine Behörde mit ihren Reformen auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes so wenig durchgedrungen sind, daran, daß die Männer,

*) Die von Voigt, Thomas, Kabisch, Kauffmann und Busch sind meines Wissens nirgends durch die Behörde eingeführt.

*) Die Bibel und ihre Surrogate in der Volksschule. Frankfurt und Leipzig, Kesselring 1900. 80 Pfge.

**) Speziell in Preußen muß man in die Schulbehörde auch noch unsern Finanzminister einrechnen, dessen Sparsamkeit oft das Notwendigste in Schulsachen ungeschehen bleiben läßt.

die als Erben seines Geistes jetzt im Schulwesen wirken, noch immer ohne Aussicht auf gute Ernte nur mühsam sein Feld bestellen, daran tragen Schuld alle die rückwärts drängenden und alle die abwärts ziehenden Kräfte und Mächte unseres Volkslebens. Durch die öffentliche Meinung, durch die Tagespresse drücken sie auf die Maßnahmen der Schulverwaltung und durch ihren Anteil an der Legislatur sind sie direkt ein Glied und Teil der Schulbehörde.

In diesem *weiten* Sinne müssen wir den Begriff der Schulbehörde verstehen, deren Reform wir wünschen. Leute, wie Schneider, giebt es auch heute noch an leitender Stelle. Da braucht man nicht zu reformieren. Sondern ihnen muß man die Ellenbogen frei machen durch den Kampf gegen die Schulfeinde in unserm öffentlichen Leben, in der Presse, in den Kirchenregimenten.

Hier gilt es, für unsere Ideale zu streiten, damit die Baumeister in unseren Schulbehörden ihr Werk vollenden können. Und wer von uns nicht kämpfen kann, der mag den Meistern Bausteine tragen oder den Streitern die Lanzen schärfen. Denen aber, die in der Schularbeit stehen, rufe ich zu: Macht es wie Schneider! Wie er offen in die offen giltigen, so bohrt ihr heimlich in die heimlich giltigen Regulative Löcher und wieder Löcher. Auf das Minieren aber muß dann das Sprengen folgen.

Ich kann meine harmvolle Anzeige von Schneiders Memoiren nicht harmloser schließen, als mit dem Hinweis darauf, daß das Buch sich vorzüglich zum Geschenke eignet. Nur ein ganz unvollkommenes Bild von seinem Inhalt habe ich ja geben können, nur eine Seite herausgreifen und darstellen. Und dabei habe ich auch noch durch Retouche und scharfes Nachziehen der Konturen wohl das Bild der Wirklichkeit verdeutlicht, aber das Bild der Lebenserinnerungen verändert. Das Buch selbst ist gemütvoll und liebenswürdig. Zarte Darstellungen des Lebens in der Familie und im Freundeskreise machen es zu einem Vorlese-Buch. In Schulhaus und Pfarrhaus wird es ein willkommener Gast sein.

Friedrich Michael Schiele

Der Spiritismus

4. Der christliche Spiritismus

Briefwechsel zwischen dem Stud. theol. A und dem Cand. med. B

Lieber Freund! Du wirst Dich über einen Brief von mir wundern, da wir nach unserem heftigen Streit so unwirsch von einander gegangen sind. Noch mehr wirst Du Dich wundern über das Motiv meines Briefes. Ich möchte Dich, kurz gesagt, fragen, ob ich Deiner Meinung nach gegenwärtig in der Medizin Aussichten habe, weiter zu kommen. Ich will nämlich umsatteln, es geht nicht mehr, ich habe völlig mit meinem Glauben Schiffbruch gelitten. Das kam so.

Du weißt ja noch, wie in meinem Elternhause, in der Konfirmandenstunde und auch auf dem Gymnasium das Christentum dargestellt wurde. Es war ein Bündel von Gedanken, die auf ewig ungeteilt zusammenbleiben sollten. Vertrauen auf Gott, heiliges Leben, Hoffnung auf den Himmel und der Glaube an die heilige Schrift, die Wunder, die Dogmen, die Auferstehung des Leibes und die Unsterblichkeit. Du weißt, wie man uns immer sagte, das sei ein fester Grund, auf dem man stehen könnte: wenn aber ein Stein aus diesem Grunde herausgenommen würde, dann fiele Alles hin. Du wackeltest mit deinem Büchner daran, und richtig, Alles fiel Dir. Das, und nimms mir nicht übel, deine ersten Semester, schreckten mich gewaltig von jedem eindringenderen Zweifel ab. Und ob mir auch gleich nicht Alles feststand, hielt ich mit Gewalt zusammen, was zusammengehörte. Der Wille will, und das Denken muß.

Aber bald kam der Stein wider die thönernen Füße herangerollt. Aus der Schrift, die ich als die Offenbarung zu verehren gelehrt worden war, wurde eine Summe von Schriften, urchristliche Literatur. Dann fiel Alles nach. Die Wunder bekamen eine wesentlich literargeschichtliche Entstehung. Auferstehung und Himmelfahrt sind gegenständlich gewordene Gemütseindrücke und Hoffnungen. Der Himmel und das ewige Leben sind Spiegelbilder, die der Pessimismus über die Wolken hinüberwirft. Gott, er entspricht dem Ideal von Leben und Vollkommenheit, das jede Zeit aufstellt; und dieses hängt zusammen mit sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Siehst Du, meine Lehrer haben mich am Becher der geschichtlichen Betrachtung nippen lassen und ich habe getrunken. Es ist Nichts mit unserer heutigen historischen Theologie. Sie legt das Messer der analytischen Forschung an mit ihren historischen und psychologischen Methoden, aber wenn sie erkennt, daß das Ende weiter nichts als eine Rarität im Museum der geschichtlichen Versuche der Menschen, die Welt zu erläutern, sein wird, zieht sie es schnell zurück, und arbeitet mit Willensurteilen. Alles wird schließlich Religions- und Dogmengeschichte.

Das Dogma ist natürlich auch nicht imstande, auf seinen eignen Beinen zu stehen. Die philosophischen Voraussetzungen, die es tragen, sind morsch geworden. Weißt Du noch, wie unser Pfarrer doch allen Verwahrungen zum Trotz den ganzen Glauben auf die schrecklichen Gottesbeweise stellte? Denkst Du noch an die Quälereien, uns klar zu machen, daß Drei doch gleich Eins sei? an die unglaubliche Begründung der Genugthuungslehre?

Nun weiß ich aber jetzt, daß all die Voraussetzungen, von denen aus er so sicher argumentierte, selbst sehr fragwürdiger Natur sind. Als die längst überwundenen Denkgewohnheiten der früheren Jahrhunderte haben meine Lehrer mich das alles erkennen gelehrt. Als mir das klar wurde, war es mir, als wenn man meinem Glauben inwendig die Knochen zerschlagen hätte. Und gar Nichts gab man mir dafür. Hatte die alte Art doch noch das Bedürfnis nach einer tragfesten Anknüpfung an das Wirkliche außerhalb des Religiösen, hatte man in der Lehre von der Jungfrauengeburt einen haltfesten Grund für die Gottessohnschaft Christi, in der Auferweckung eine klare Sicherung der Unsterblichkeit, was für ein unklares verschwommenes Gerede über Eindrücke, Gefühle und Stimmungen bietet dagegen die herrschende Theologie? Ich glaube, nachdem sie die Knochen zerschlagen hat, setzt die Religionsphilosophie all diese Weichteile der Stimmungen und Glaubensurteile im Spiritusglas in das religionsgeschichtliche Museum als eine Probe der jüngstvergangenen unter den unausrottbaren Illusionen des metaphysischen Triebes ein.

Alles Andere hätte ich noch verwunden; aber mit der Erkenntnis, daß die den christlichen Glauben tragende Philosophie Nichts sei, brach Alles für immer ein. Nun bin ich bloß Materialist und historischer Relativist. Was werden soll, weiß ich nicht. Ich will aber an das Wort von unserem alten Pfarrer denken: wir sollten, wenn uns der Glaube einmal wankte, wenigstens brav und anständig bleiben. Uebrigens habe ich mich gewundert, wie leicht und kühl das alles in mir vor sich ging. Hatte man uns doch immer gesagt, mit dem Glauben schwände das Glück und die Sittlichkeit.

Bitte, schreibe mir, was ich thun soll. Wie stehen die Aussichten in der Naturwissenschaft? Dein Freund A

* * *

Lieber Freund! Du irrst, wenn Du als Antwort auf Deinen Brief einen Jubelruf erwartest, weil Du Dich von der Illusion zur Wirklichkeit bekehrt hättest. Denn ich bin auch ein Anderer geworden. Mein Primanermaterialismus ist dahin. Ich bin da, wo Du warst, nur ein Stockwerk höher, also am Ende der Spirale; ich bin Christ modernster Gattung. Höre, und vergleiche in Gedanken mein so oft von Dir moniertes Rezensentenspötteln von meiner Primanerbude aus. Höre, ich glaube an Gott, an die Seele, an die Wunder, an die Auferstehung, an die Engel, und ganz besonders an das ewige Leben. Die Welt ist mir jetzt voll von den wunderbaren Dingen, überall schimmerts durch von geheimnisvollen Zusammmenhängen und Verbindungen, wo wir bloß das Rasseln des Kraft- und Stoffmaterialismus hörten; es ist überall mehr Geist und Seele in der Welt, als sich unser Primanermaterialismus träumen ließ.

Und der Heiland der neuen Zeit? Der Reformator des Glaubens, der Befreier der Menschheit aus dem Wahn des Stoffglaubens, der Besieger des Drachens der Sinnlichkeit — das

ist der Spiritismus! Er bietet die endlich gefundene Vereinigung der beiden Bestrebungen, die neben einander herliefen, des Glaubens und des Wissens. Denke Dir, was für Augen unser alter Professor machen würde, wenn ich ihm mit einem wissenschaftlich begründeten Glauben käme, der alte brave Lutheraner, der seinen Offenbarungsglauben nährte von den Brosamen, die von dem Tische der Erkenntnißkritik fielen! Lieber Freund, wer hätte das gedacht, daß ich Dir noch einmal Mut machen müßte, Theologe zu bleiben und die geistige Wahrheit gegen den verderblichen Materialismus zu halten! Ich glaube, daß ich Dir Deinen Kinderglauben wiedergeben kann. Vieles zwar fällt den Tisch herunter, aber das ist auch nicht schlimm; laß es liegen, Du verlierst nichts daran. So z. B. die Schrift als Schrift, die Jungfrauengeburt, die Genugthuung — laß die Toten ihre Toten begraben. Die ganze Historie — was scheert mich die Vergangenheit? Gegenwart wollen wir, durchgeistigte, durchseelte Gegenwart, nichts Anderes; wenn freilich für die Gegenwart Etwas aus der Geschichte abfällt von Beweisen für unsere Auffassung der Gegenwart, dann nehmen wirs. Aber wir leben nicht von der Geschichte; das ist immer ein schlechtes Essen, weil man nie weiß, was Spreu und was Waizen ist.

Also hör, was ich Dir wieder auf die Füße stelle. Die Wunder zuerst. Jesus hatte doch ganz einfach mesmerische Kräfte und besaß die Macht, durch Hypnose die Menschen zu bestimmen, wie er wollte. Denk Dir, die Wunder haben wir wieder, so ziemlich alle! Man hats uns doch immer so dargestellt, als wenn an ihnen das Christentum hinge, wenigstens setzt doch aller Widerspruch immer an ihnen ein. Und wir haben sie wieder! Und die Erscheinungen des Auferstandenen, die Himmelfahrt, die Auferstehung beim Tode Jesus, die Erscheinung von Elias und Moses auf dem Berg der Verklärung, die Bekehrung des Paulus, kurz Alles, worüber wir als Primaner so überlegen lächelten, das haben wir Alles wieder! Und das ist doch das Christentum! Weißt Du noch, wie wir immer bei Deiner Großmutter in ihrem Sonntagsblättchen die Vorsehungsgeschichten mit ungeheurem Spaße lasen, wo immer gerade vor dem Schiff, das verbrennen wird, die bekannten Stimmen warnten; diese Stimmen sollten natürlich Engel sein und die Vorsehung beweisen. Wir haben gelacht; und doch ist es so. Nur daß die Engel in den verstorbenen Angehörigen bestehen, die ihre lieben Kinder, Geschwister und Freunde vor der Gefahr warnen wollen. Und Gott und Gebet? Was hat sich unser guter alter Pfarrer geplagt, uns die Möglichkeit der Gebetserhörung klar zu machen! Was waren das für Seiltänzereien zwischen Allmacht und Allwissenheit und Vorsehung hindurch! Das machen wir heute ganz anders. Hast Du nicht die Geschichte von dem deutschen Kavallerieoffizier — denke Dir, ein Kavallerieoffizier — gelesen, der zu Gunsten der Buren eine große Gebetsallianz internationaler Art veranstalten will, um auf diese Weise vermittelst der Wirkung der durchs Gebet in Kraft gesetzten Macht Gottes den Buren seelische Kraftzuflüsse zu übermitteln, die sie sicher zu Siegern machen werden? Und das ewige Leben endlich wissenschaftlich nachgewiesen durch den Spiritismus, ein Leben ohne Körper, ein Jenseits, eine geistige Welt, darin die Toten leben und wiedererscheinen können! Da hast Du das ganze Christentum, gereinigt und gestützt durch die Wissenschaft, das Christentum des zwanzigsten Jahrhunderts. Gehe hin und verkündige es den armen Leuten auf der Gasse und in der Volksversammlung, aber auch den vielen Zweiflern in der Kirche. Jetzt bekommt für die an dem Sichtbaren nur haftenden Menschen das Dasein wieder einen Sinn, die Zufriedenheit und der Mut hebt sich, wenn sie wissen, es ist nicht Alles aus mit dem Tod, und die Sittlichkeit hebt sich, wenn wir denken: wer weiß, was noch kommt?

Die anständigen unter meinen Bekannten neigen sich alle der neuen Lehre, dem Evangelium der Zukunft, zu. Der Spiritismus hat Etwas wie einen idealen Schimmer auch über die Unterhaltung und die Lebensführung gelegt. Du könntest gleich merken, wenn Du mittags bei uns speistest, wer glaubt und wer spöttelt. Die Spiritisten sind ganz andere Menschen. Es liegt etwas Verklärtes über ihnen. Und eine gewisse Sicherheit dabei. Das Wissen wird zum Glauben und das Glauben stützt sich aufs Wissen! Das neue Evangelium! Gehe Du hin und sage es allen Leuten. Und Eure Kirche wird nachfolgen, oder sie wird untergehen.

Dein B*)

Aus der neueren Missionsliteratur

— Chinaschriften ausgeschlossen — Vgl. Nr. 3 —

2. Missionsgeschichte

Unter den zusammenfassenden Arbeiten würde der Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von G. Warneck (M. Warneck, Berlin) hier eine eingehende Würdigung an erster Stelle beanspruchen dürfen, wenn dieses beliebte Buch einer besonderen Vorstellung vor dem Leserkreis der Christlichen Welt noch bedürfte. Auch die 6. Auflage zeigt an vielen Punkten die bessernde Hand. Der in der Anzeige der 4. Auflage (Chr. W. 1899 S. 44) geäußerte Wunsch nach einem Register hat hier seine Erfüllung gefunden, während ein Verzeichnis sämtlicher existierender Missionsgesellschaften noch nicht geliefert worden ist. — Einen gedankenreichen geistvollen Vortrag hat H. von Schubert unter dem Titel: Aufgaben und Aussichten der evangelischen Mission und die Verantwortung der lutherischen Kirche (Schleswig, Bergas-Verlag 1900. 24 S.) veröffentlicht. Schubert schreibt lebendig und plastisch, er beherrscht einen großen Stoff und stellt ihn unter große Gesichtspunkte, kurz, das Schriftchen verdient warme Empfehlung.

Der monographischen Behandlung verschiedener Phasen des religiösen Lebens in der evangelischen Kirche des 18. und 19. Jahrhunderts verdanken wir die Aufklärung missionsgeschichtlich wichtiger Beziehungen und Verhältnisse. Gerhard Wauer hat in einer umfangreichen Dissertation (Leipzig, Jansa 1900) „die Anfänge der Brüderkirche in England, ein Kapitel vom geistigen Austausch Deutschlands und Englands" zu der weiteren Vorgeschichte der Entstehung der modernen Missionsperiode nicht zu unterschätzende Beiträge geliefert. Wir denken dabei besonders an seine Darstellung der religiösen Vereine in London in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, an seine Mitteilungen über William Law und John Wesley, sowie an die Zusammenstellung des Materials über die Beziehungen Zinzendorfs zu England. Da die Ausführungen auf sorgfältigen archivalischen Forschungen sich aufbauen und der Verfasser in der zahlreichen Literatur sich gut orientiert zeigt, wird durch diese Vorzüge der Mangel an Knappheit der Darstellung kompensiert. — In das heutige England führt das Buch von J. Richter, Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands. (Berlin, M. Warneck 1898. 187 S. 1,50 Mk.). Es gehörte ein gewisser naiver Wagemut dazu, nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen über die Zustände Englands vor dem großen Publikum das Wort zu ergreifen. Und doch können wir dem Verfasser nicht grollen, denn er plaudert angenehm, langweilt den Leser nicht durch die Wiederholung von Baedekerweisheit und hat in der That Viel gesehen. Vortrefflich vorbereitet, trat er mit bestimmten Fragen an das kirchliche Leben heran und war dadurch in der Lage, in kurzer Zeit mannigfache Eindrücke zu verarbeiten und interessante Vergleiche mit Deutschland anzustellen. Zum Zweck einer ersten Information über das reiche, von dem unseren wesentlich verschiedene, kirchliche Leben Englands kann daher das Richtersche Buch ganz gute Dienste leisten, und auch der Theologe wird nicht nur den beiden letzten Studien: „Die heimatliche Missionsarbeit in England und Deutschland" und „Die Entwicklung und Organisation des englischen Missionslebens" Interesse abgewinnen. — Ich kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf das eigenartige Werk von Christian Tischhauser, Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Basel, Reich 1900. 711 S. 6 Mk.) hinzuweisen, das sich die Aufgabe stellt, speziell das religiöse und sittliche Leben in dem angegebenen Zeitraum zur Darstellung zu bringen. In der Vorrede lesen wir:

*) Es folgt der Schlußartikel: Kritik des christlichen Spiritismus. D H

Der Betrieb der historischen Theologie, wie er von Jahrzehnten her vor uns liegt, ist vorwiegend aristokratischer Art. Es werden ein Paar Dutzend leitende Persönlichkeiten, die fast alle akademische Lehrstühle inne haben, behandelt, deren Theologie und etwaiger Einfluß auf die Kirche dargestellt; was jedoch weiter unten, im Kirchenleben des Volks vorgeht, was an Kräften und Einflüssen da sich geltend macht, wird ignoriert oder höchstens gestreift.

Diese Klage des Verfassers über die Vernachlässigung der Geschichte des christlichen Lebens ist durchaus berechtigt, und wenn für Altertum und Mittelalter, für Partien wenigstens, der Mangel an Quellen eine Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung der geübten Zurückhaltung gewährt, so kann von der Reformation an dieses Motiv nicht mehr geltend gemacht werden. Die Kritik Tischhausers trifft mithin in der That einen wunden Punkt, und es ist dringend zu wünschen, daß dem Zeitalter, das in litterarhistorischen und dogmengeschichtlichen Arbeiten seine ersten theologischen Aufgaben erblickt, ein anderes folgt, in dem das Studium des Volkslebens die ihm gebührende Beachtung findet. Der Verfasser hat mit staunenswertem Fleiß ein gewaltiges Material zusammengetragen, aus Zeitungen und Zeitschriften, aus Broschüren und vergessenen und vergilbten Schriften. Durch diese mühevolle Arbeit hat er eine Art von Repertorium geschaffen, das nicht nur unter theologischem Gesichtspunkt alle Beachtung verdient, sondern auch nach der kulturgeschichtlichen Seite. Für diese Stoffsammlung sind wir dem ehrwürdigen Verfasser, der seit 1881 als theologischer Lehrer an der Missionsschule in Basel thätig ist, in der That zu warmem Dank verpflichtet, wenn wir uns auch darüber keiner Täuschung hingeben dürfen, daß die Anordnung wenig glücklich ist und daß es dem Buch an Durchsichtigkeit fehlt wie an kritischer Sichtung des Stoffes. Für den Charakter und die Stimmung des Buches sind die Schlußworte des Vorworts bezeichnend:

Wenn mit diesem Buch, das nicht nur für Geistliche, sondern auch für gebildete Laien geschrieben ist, manchem Leser ein Eindruck von Gottes Machtwirken gegeben, wenn es junge fromme Geistliche mit einer Begeisterung für ihr herrliches Amt erfüllen würde, so würde ich Gott danken.*)

Auch der schweizerische Pfarrer **Paul Eppler**, der Verfasser der „*Geschichte der Basler Mission 1815—1899*“ (Basel, Missionsbuchhandlung 1900. 3 Mk.) gehört seit einigen Monaten zu dem Kreise des Missionshauses. Er hat sich durch dieses Buch vortrefflich eingeführt und eine lang empfundene Lücke in anerkennenswerter Weise ausgefüllt. Auf sorgfältigen Studien ruhend und frisch geschrieben, gewährt es einen Einblick in die Entwicklung derjenigen Missionsgesellschaft, die auf die Geschichte des Missionslebens in Deutschland neben Herrnhut den tiefsten Einfluß ausgeübt hat und zugleich durch ihre musterhafte Organisation noch jetzt ein Vorbild ist. Wir freuen uns dieses Buches weiter deshalb, weil es eine wohlthuende Wärme der Darstellung mit einer freimütigen Kritik zu verbinden weiß. Die offene Art, in der die Verhältnisse der Anstalt besprochen werden, ist uns noch ungewohnt, aber sie wirkt außerordentlich sympathisch und wird nur dazu beitragen, dieser Gesellschaft neue Freunde zu erwerben. Ob nicht das Erscheinen des Epplerschen Buches auch andere Gesellschaften aufs neue vor die Pflicht stellen wird, ihre eigene Geschichte zu schreiben? Es ist oft darüber geklagt worden, daß an den Universitäten wenig für die Verbreitung von Missionskenntnissen geschieht. Der Tadel ist nicht gegenstandslos, denn die Bedeutung der Mission ist lange Zeit verkannt worden, aber er trifft zur Hälfte auch die Missionsgesellschaften, die nicht für zusammenfassende Berichte über ihre Geschichte gesorgt haben. Herrnhut beispielsweise zögert noch immer.

Doch ist auch in der litterarischen Produktion der Brüdergemeine ein frischerer Zug jetzt unverkennbar. Der Redakteur ihres Missionsblattes **Th. Bechler** hat unter dem Titel: *Vor hundert Jahren und heute*, die Mission der Brüdergemeine am Anfang und Schluß des 19. Jahrhunderts (Herrnhut 1900) eine wertvolle Studie veröffentlicht. Und die *Missionsjahrhundertfeier*, die während der Pfingstwoche 1900 in Herrnhut stattfand, wird hoffentlich dazu beitragen, das Bewußtsein für die Verpflichtung zu schärfen, die reiche Geschichte ihrer Mission in einer umfassenden und gründlichen Darstellung weiteren Kreisen und sich selbst zu erschließen. Uebrigens ist jetzt ein Bericht über jene Festtage, die ihresgleichen suchen dürften, erschienen*) und auch die damals gehaltenen bedeutenden Vorträge**): (Warneck, Ueberblick über die innere und äußere Entwicklung der evangelischen Missionsarbeit seit dem Auftreten Zinzendorfs; Kölbing, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf; H. Bauer, Zinzendorf und die Brüdergemeine; Buchner, Ein Blick in die Zukunft der evangelischen Missionsarbeit) liegen gedruckt vor.

Um unsrer Rundschau Grenzen zu stecken, wollen wir auf die Litteratur für die Grenzgebiete des Studiums der Missionsgeschichte hier nicht näher eingehen, obwohl gerade in diesen Berührungen der Mission mit andern Wissenschaften ein großer Reiz liegt und ein tieferes Studium dieser Beziehungen überhaupt nicht entraten kann, mögen auch die Neigungen des Einen dann eine sprachliche Richtung nehmen, die des Andern eine geographische oder ethnographische, oder mag es die Kolonialgeschichte sein, die fesselt. Daß gerade die Wechselwirkung der Ausbreitung des Christentums und der Fortschritte europäischer Kolonialpolitik noch wenig behandelt worden ist, hat unter Anderem darin seinen Grund, daß infolge des späten Eintritts Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte naturgemäß unsre geschichtliche Forschung nach dieser Richtung kein besonders lebhaftes Interesse bethätigt hat. Von dem genannten Zeitpunkt an ist aber ein Wandel eingetreten und das Streben, die Erfahrungen andrer Völker auf dem Gebiet des Kolonialwesens uns nutzbar zu machen, hat bereits litterarische Früchte getragen, die auch dem Missionsfreund willkommen sind. Ich nenne hier das auf eine größere Zahl von Bänden angelegte Werk von *Alfred Zimmermann, Die europäischen Kolonien* (Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1. Bd. 1896, 2. Bd. 1898), dessen erster Band „die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens in ihrer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart“ in allgemein verständlicher Form behandelt, während der zweite „die Kolonialpolitik Großbrittanniens von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten“ verfolgt. Mag auch das Buch nach der wissenschaftlichen Seite zu mancherlei Desiderien Anlaß geben — die summarische Zusammenstellung der benutzten Quellen und Bearbeitungen, ohne für die Einzelbehauptung die vorhandenen Unterlagen anzugeben, entspricht nicht mehr den jetzt giltigen Gewohnheiten —, als Zusammenfassung eines sonst schwer erreichbaren Stoffes und in Ermangelung einer andern Darstellung wird es auch für Missionsstudien in Frage kommen. Auf die von dem Verfasser gegenüber der Mission eingenommene Stellung hoffe ich bei andrem Anlaß eingehen zu können.

Carl Mirbt

Die Frauenbewegung am Schluß des Jahrhunderts

Heine mochte eine Frau nicht ohne Religion. Die Frau ist eben überhaupt ein niederes Wesen, ein halbentwickelter Mensch. Deshalb soll sie die Kräfte der früheren Entwicklung nicht vermissen lassen. Vernunft kann sie nie haben, also habe sie Religion. Und dann: sie soll auch gar nicht Vernunft haben. Denn die Vernunft ist das Herrschaftsmittel; sie gebührt dem Manne, d. h. dem Menschen als Selbstzweck. Aber die Frau ist nicht Mensch als Selbstzweck. Sie ist nur Mittel und Umweg. Treue, Glauben, Selbstaufopferungsfähigkeit, Geduld, Versöhnlichkeit, Liebe, die sich nicht irre machen läßt, Demut und Dienstfertigkeit, nicht Widersprechen, keinen eigenen Willen haben, kurz, dieses ganze weiche Wesen, das wir unter „Religion“ verstehen, das liebt der Mann am Weibe, das steht ihr gut,

*) Das Buch wird noch von anderer Seite in unsern Spalten besprochen werden. D. H.

*) Bericht über die Missionsjahrhundertfeier in Herrnhut vom 7. bis 10. Juni 1900. Herrnhut. 127 S. 70 Pfge. In eigener Sache möchte ich bemerken, daß ich eine andere Uebersetzung des Doktordiploms für P. Kölbing verlesen habe als die Seite 20 mitgeteilte.

**) Vorträge gehalten bei der Missionsjahrhundertfeier in Herrnhut vom 7. bis 10. Juni 1900. Herrnhut. 93 S. 80 Pfge.

das macht sie schön. Und wenn sie unzufrieden ist, so versichert er ihr, jenes sei das Schönste, was es gäbe, damit sei sie Krone und Kranz des Lebens, seine höchste Blüte, natürlicher als der Mann, reicher, glückfähiger, harmonischer. Ihr gehöre die Welt des Gemüts, weshalb die dürre Haide wollen, auf welcher der Mannesverstand, der arme, der Sklave, das Tier, sich abhetze.

Die intelligenteren Frauen haben diese Tröstungen bisher rein ironisch aufgenommen, so etwa, wie der Bettler, dem der Reiche sein glänzendes Elend klagt, versucht ist sich zu erbieten, es ihm abzunehmen. Gebt uns nur diese eure Verstandesausbildung, eure Rechte, alles das Dürre, Unglückliche, Schlimme, das euch doch zu unsern Herren gemacht hat — während unser Glück und unsre Harmonie Glück und Harmonie der Tierseele sind, etwas verfeinert, aber doch Sklavenketten.

Soweit meine Beobachtung reicht, haben die Frauen mit dem ironischen Mißtrauen gegen jenes Lob aus Männermund im Durchschnitt genommen Recht. Bei den meisten dieser, sei es mehr weltlich oder sei es mehr christlich motivierten Redereien, bei den christlichen womöglich noch intensiver als bei den weltlichen, glaubt man den Duft des Bratens zu verspüren, der aus der Küche jenes in seiner Treue und in seinem Glauben so glücklichen Weibes auf den Tisch kommen wird und dessen Zartheit und Wohlgeschmack durch Nichts so gefördert wird als durch eine gewisse Freiheit von geistigen Bedürfnissen in der Persönlichkeit, die ihn anzurichten hat.

Trotzdem wäre ja möglich, daß das, womit da die Frauen besänftigt werden sollen, abgesehen von dieser Tendenz wahr wäre. Man könnte sogar sagen, daß jener männliche Egoismus, der das Weib lobt, um seine Konkurrenz sich fernzuhalten, dümmer sein müßte als anzunehmen Grund vorhanden ist, wenn er nicht Dinge aufgegriffen hätte, von denen er hoffen dürfte, daß sie Ueberzeugungskraft haben. Er sucht diese ihnen innewohnende Wahrheit für sich sprechen zu lassen, gerade weil er hofft, daß er unbemerkt die Beweiskraft, die sie an sich und für andre Zwecke haben, mit einer Beweiskraft für seine Zwecke verwechseln können wird. Alle Kunst der Heuchelei — bewußter oder unbewußter — besteht ja gerade darin, mächtige Wahrheiten vor die Lügen zu spannen, die man vorwärts bringen will. Ja, man kann geradezu sagen: Wenn es Thatsachen geben sollte, die geeignet wären, mit ihrem Gewicht denjenigen Teil der Männer niederzudrücken, der das Weib in Knechtschaft gehalten wissen will, so konnten sie nicht besser ausgeschaltet werden als dadurch, daß man sie zu Beweisen gegen die Freiheit des Weibes umbog. Schließlich kommt auch das vor, daß man einen instinktiv empfundenen Mangel nun wenigstens für die eigenen Interessen ausnutzt.

Mit dem allen meine ich in keiner Weise bewiesen zu haben, daß dem heuchlerischen Lobe des Gemüts als des dem Weibe zugemessenen Herrschaftsgebietes eine Wahrheit zu Grunde liege; ich meine nur: man prüfe erst. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß das, was zur Bestechung verwandt werden soll, wertlos ist. Vielleicht kann man es brauchen, ohne sich bestechen zu lassen.

Also die Frauen sind mächtiger auf den Gebieten des Gemüts, sie sind natürlicher und harmonischer als der Mann, der durch einseitige Verstandesbildung verkrüppelt ist? und sofort erheben sich die Haufen der Kampflustigen, um auf dieses Lob des Gemüts, der Natürlichkeit und Harmonie blind einzuhauen und dieselbe Einseitigkeit der Verstandesbildung für das Weib zu fordern, denn „wir kennen euch und eure Vorspiegelungen!“

Und doch: das Weib ist seit Jahrtausenden eingeschlossen und an der Uebung seiner Fähigkeiten, an ihrer Ausbildung für den Kampf verhindert worden. Hat es nun diese Zeit benutzt, innere Kräfte in sich zu wecken und auszubilden, die in der Männerwelt immer seltener, immer häßlicher, immer verkrüppelter wurden zu Gunsten einiger wichtiger aber durchaus nicht entscheidender Fähigkeiten — würde das Weib dadurch nicht ihre Entwicklungsmöglichkeit besser bewiesen haben, als wenn sie jetzt sich und ihre Kraft in öden und leichtfertigen Nachahmungen des Mannes verpufft?

Ja mehr: ist es nicht ein altes und höchst unumstößliches Gesetz, daß ganze Kulturen hin müssen, weil einseitige Entwicklung sie zur Erstarrung gebracht hat, während die Weiterentwicklung bei niederen Ansätzen neu beginnt, weil da noch umfassendere Möglichkeiten gegeben sind? Und wenn das Weib Jahrtausende oder wenigstens Jahrhunderte lang Kräfte ausbildete, die im Manne fast rudimentär geworden sind, — hat es wirklich einen Sinn, diese Kräfte schmähen und ausrotten, nur weil der Mann sie bei Seinesgleichen schmäht und ausrottet? Oder ist man dadurch nicht gerade auf dem besten Wege zu beweisen, daß diejenigen Männer Recht haben, die bezweifeln, daß der Frau etwas original Kulturförderndes innewohnt?

Ist es nicht richtiger, das Neue, das das Weib uns in unsre Kultur zu bringen hat, in das zu setzen, in dem doch nicht nur nach Heuchellob, sondern in That und Wahrheit, es eine originale, eigenwüchsige Mächtigkeit hat? Könnte nicht das Eintreten der Frau in die geistige Arbeit uns geradezu eine Art Erlösung, Befreiung, Verjüngung bringen? Eine Neuaufnahme des geistigen Kampfes um die letzten Dinge auf breiterer, naturhafterer, innerlich mächtigerer Basis?

Mit derlei Gedanken beschäftigt, stoße ich auf eine Schrift, eine meines Wissens eben erst erschienene, aus der Feder einer unbekannten Verfasserin stammend, die von ganz andern Ausgangspunkten her, in ganz andern Gedankengängen laufend doch in dieselbe Richtung einmündet. Ich gestehe, daß ich sie nicht ohne Bewegung habe lesen können. Das Ganze ist ernst, großgedacht und, obwohl etwas unter technischen Ausdrücken und Aehnlichem leidend, doch alles in allem so gut geschrieben, dazu so frei und kühn, so tief und innerlich stark, daß es mir geradezu eine Angelegenheit ist, es als eine Abrechnung im großen Stil über den derzeitigen Stand der Frauenbewegung in die Hände derer zu legen, die freundlich oder feindlich an ihr beteiligt sind. Der Titel der Schrift lautet: Das innere Ziel der Frauenbewegung. Von Magdalene Gaudian. Dresden, Justus Naumann 1901. 31 S. 30 Pfge.*)

Bonus

Verschiedenes

Fürst Peter Krapotkin. Memoiren eines Revolutionärs. Autorisierte Uebersetzung von Max Pannwitz. Zwei Bände. Stuttgart, Robert Lutz 1900. 290 und 384 S. 9, geb. 11 Mk.

Eine Besprechung des Buches in der Wiener „Zeit“ erregte meine Aufmerksamkeit und ich bat den Verleger um ein Rezensionsexemplar. Er lehnte die Erfüllung dieses Wunsches mit dem Bemerken ab, daß das Werk schwerlich Etwas für unsre Leser sei. Ohne Zweifel stellt er sich die Leser eines christlichen Blattes vor wie Kinder, denen man nicht Alles in die Hände geben dürfe. Ich erzähle das, weil ich es bezeichnend finde. Denn thatsächlich handelt es sich um ein Buch, das unsre Leser höchlich interessieren wird. Ich habe es mit ganz besondrer Genugthuung meiner Bibliothek einverleibt. Denn erstens ist es prachtvoll geschrieben. Die Jugendgeschichte, das Kapitel von der Flucht aus dem Gefängnis u. A. sind Meisterstücke einer feinen Erzählungskunst. Man wird zuweilen an Goethes Dichtung und Wahrheit erinnert. Der erste Band und Teile des zweiten eignen sich vortrefflich zum Vorlesen in jedem ernsteren Kreise. Zweitens gewinnt man intime Einblicke in das innere Leben des russischen Volkes und Staates. Die schauderhaften Vorgänge, die jetzt uns wieder in Spannung halten, fügen sich Einem wie eine selbstverständliche Folge an das hier Berichtete. Drittens lernt man den Mann selber kennen und schätzen, das Fürstenkind, das zum radikalen Umstürzler wurde, dazwischen als tüchtiger Offizier und Gelehrter sich auswies. Man begreift vollkommen, wie unter solchen Erlebnissen eine so edle Natur dem Anarchismus verfallen konnte, und findet bestätigt, was man auch sonst wußte, daß der Anarchismus trotz seiner furchtbaren Kehrseite eine der reinsten Formen des praktischen Idealismus bedeutet. — Wer sich dann weiter für den Anarchismus interessiert, dem sei das rein wissenschaftliche, reichhaltige und objektive Buch von dem Juristen Dr. Paul Eltzbacher empfohlen, Dozenten an der Universität Halle: Der Anarchismus. Berlin, J. Guttentag 1900. 305 S. 5 Mk. Wir kommen wohl noch aus anderm Anlaß (Tolstoi) darauf zurück. — Zum Schluß nur die Bemerkung: es hat ein jeder Staat die Revolutionäre, die er verdient. Je verrotterter ein Staatswesen, desto näher wird gerade den Besten die Versuchung liegen, am Staate überhaupt zu verzweifeln.

R

*) Obiger Artikel ging ein, noch ehe der Aufsatz von Marie Martin in Nr. 10—13 dem Verfasser bekannt geworden war. Auf die Schrift von Magdalene Gaudian kommen wir noch in anderem Zusammenhang zurück.

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 15. April 5 Uhr Rosenau: Anarchismus.

Gotha. Montag 15. April nachm. 3½ Uhr im Schützen: Harnack, Wesen des Christentums S. 65—95.

Gäste, auch Damen, willkommen!

Hannover. Mittwoch 17. April 5 Uhr in Wachsnings Hotel, Schillerstr. 25: Entstehung und Wesen des Katholizismus.

Leipzig. Donnerstag 25. April 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Christentum und Weltverneinung (Hofmann).

Magdeburg. 17. April nachm. 3 Uhr im Weißen Bären am Ulrichsplatz: Vierteljahrs-Versammlung. Gäste auch Damen willkommen. Herr Prof. D. Reischle-Halle wird über den Begriff Ewig sprechen.

Versammlungskalender

15.—17. April Theologischer Ferienkursus Berlin
19.—22. „ Studentische Missionskonferenz Halle
5. 6. Mai Wissenschaftlicher Predigerverein Hannover
28.—30. „ Kirchlich-soziale Konferenz Stuttgart
28. (?) „ Evangelisch-sozialer Kongreß Braunschweig
28. (?) „ Evangelische Arbeitervereine Speier
28. (?) „ Deutscher Evangelischer Schulkongreß Berlin

Freie kirchlich-soziale Konferenz

Sechste Hauptversammlung
in der Liederhalle zu Stuttgart, vom 28.—31. Mai 1901

28. **Mai**, 8½ Uhr abends: Begrüßung. Ansprachen von Oberkonsistorialrat Dr. von Braun, Prälat von Weitbrecht, Pfarrer Steinlein u. A.

29. **Mai**, 9 Uhr. **Die Durchführung der neuen Gesetze über Zwangs- oder Fürsorgeerziehung**, Pfarrer Kohler. — 3 Uhr: Andacht, Dekan Leypold. — **Die Gemeinschaftsbewegung eine Verwirklichung von Luthers Gedanken**: Pfarrer Heim. — 8 Uhr Festpredigt in der Stiftskirche: Hofprediger a. D. Stoecker.

30. **Mai**, 9 Uhr: Kommissionssitzungen. 3 Uhr: **Kann ein Christ Sozialdemokrat, kann ein Sozialdemokrat Christ sein?** Ref. Hofpr. Stoecker. — 8¼ Uhr Volksversammlung: **Die deutsche Gewerkschaftsbewegung.**

31. **Mai**, 9 Uhr: Generalversammlung; Geschäftsbericht: Generalsekretär Lic. Mumm. — 10 Uhr; **Oeffentliche Meinung und christlicher Volksgeist.** Pfarrer Lic. Weber. — 2 Uhr: Kommissionssitzungen. — 8 Uhr: Evangelisationsversammlung.

Genaue Programme versendet und jede Auskunft erteilt das Generalsekretariat der Freien kirchlich-sozialen Konferenz, Berlin N. Bergstr. 39.

Gott erfreute uns heute durch die glückliche Geburt eines

dritten Söhnchens

Betheln (Prov. Hannover), den 30. März 1901

Pastor Lic. theol. Dr. **E. Hennecke** und **Frau Valerie** geb. **Niemeyer**

Die Verlobung ihrer Tochter **Rita** mit Herrn Predigtamtskandidaten **Wilibald Grün** in **Magdeburg** beehren sich anzuzeigen

Bleckede, 6. April 1901

Amtsgerichtsrath **Brandes** und Frau **Sophie** geb. **Gößmann**

Es hat Gott dem Herrn gefallen, seinen Diener, meinen innigst geliebten Mann, unseren herzensguten Sohn, Bruder und Schwiegersohn

Richard Kraatz

Archidiakonus an St. Katharinen zu Brandenburg a. H.

nach kaum vollendetem 28. Lebensjahre fern von der Heimat, in Schömberg im Schwarzwald, wo er Genesung von seinem schweren Leiden erhoffte, gestern früh 6 Uhr zu sich zu rufen.

Brandenburg a. H. — Berlin N.-Marienfelde, den 31. März 1901

Die trauernden Hinterbliebenen:
Elisabeth Kraatz, geb. Kohfahl,
Herrmann Kraatz und Frau,
Otto Kraatz,
Paul Kraatz,
Emilie Kohfahl, geb. Keuck

Reuther & Reichard in Berlin W. 9

In unserm Verlage ist erschienen:

Psychiatrie und Seelsorge

Ein Wegweiser zur Erkennung und Beseitigung der Nervenschäden unserer Zeit

Von

Dr. med. **A. Römer**,
prakt. Arzt in Stuttgart.

Gr. 8°. VIII, 343 S. Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—

Das Römersche Buch **ist noch viel zu wenig verbreitet**, es müßte sich in der Hand eines jeden Seelsorgers befinden! **Hilty** spricht davon, daß **„das Erbarmen ein sechster Sinn sei, der dem Menschen erst durch vieles Leiden aufgehe,"** und welche Leiden wären mehr geeignet, diesen Sinn zu erschließen als Seelenleiden? Aus der großen Anzahl von Beispielen, welche das Buch aufzeigt, geht hervor, wie wichtig einige Kenntnis der Geistes- und Nervenkrankheiten ist, zumal für Seelsorger, aber auch für andere Leute! Dies wird in zahlreichen, zum Teil glänzenden Besprechungen, welche das Buch gefunden hat, bestätigt.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: FERDINAND AVENARIUS.

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. Illustr. Katalog gratis-franco**

Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Das Evangelische Pädagogium in Godesberg am Rhein und Herchen an der Sieg

hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch enge Verbindung von Erziehung und Unterricht in ländlicher Stille Körper, Geist und Charakter der ihm anvertrauten Jugend in gleicher Weise zu pflegen. Es sieht darum von jeder Massenerziehung ab, vereinigt je 15 Zöglinge in den einzelnen (jetzt 20) Villen der Anstalt, wo die Schüler in der Familie ihrer Lehrer aufwachsen und zu freien Menschen guten christlichen Willens erzogen werden sollen. Auch die Klassen sind klein. Jetzt 320 Schüler, 43 Lehrer und Erzieher, Realschule und Progymnasium mit Berechtigung.

Privat-Mädchenschule

In einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ist eine **höhere Privat-Mädchenschule** mit vollständigem Schulinventar zum 1. Oktober abzugeben. Anfragen durch den Verlag.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg